N
3
D8
v. 2

Du

NR. 11 NOVEMBER 1942 SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT FR. 2.50

1746E
6
Copy

UNIVERSITY OF ARIZONA
LIBRARY

Seit mehr als einem Jahrhundert

verwenden Anspruchsvolle zur Pflege des Körpers Eau de Cologne 555. Immer wirken ein paar Tropfen Eau de Cologne 555 belebend und erfrischend, sei es am Morgen, auf der Reise, oder auch bei sportlicher oder geistiger Anstrengung.

Eau de Cologne **No 555**

CLERMONT ET JOUET GENÈVE

Du

Schweizerische Monatsschrift 2. Jahrgang Nr. 11 Nov. 1942

Vorwort von Arnold Kübler . . . . . Seite 2
Der unbekannte Böcklin. Dazu das Titelblatt und vier farbige Reproduktionen, von Prof. Dr. H. A. Schmid 4
Der Mensch vor dem Unbekannten, von Walter Robert Corti 14
Die Umstülpung des Würfels, mit einer Farbtafel von Paul Schatz 17
8 neue Photos junger schweizerischer Photographen 18
Garten im Spätherbst, Gemälde von Reinhold Kündig
Zeitgenössisches Schaffen, Blatt 5 27
J.-B. Lemoynes unbekannte Marmorbüste des J.-J. Rousseau 29
Sein und Schein. Graphologische Bemerkungen über das unbeachtet gebliebene Tintenpartikelchen, von Julius Heider 32
Holbeins Fresken in Luzern, Text von W. L. . . . 35
Das andere Leben, Fortsetzung und Schluß der Novelle von Oskar Wälterlin 37
Bekannte Volkslieder — unbekannte Autoren, von Willy Tappolet 56
7 Aussprüche über die Liebe. (Wer sind ihre Autoren?) 65
Die «Unbekannte» in der Mathematik 66
Wissen Sie . . .? 70
Bücher geben zu denken 72

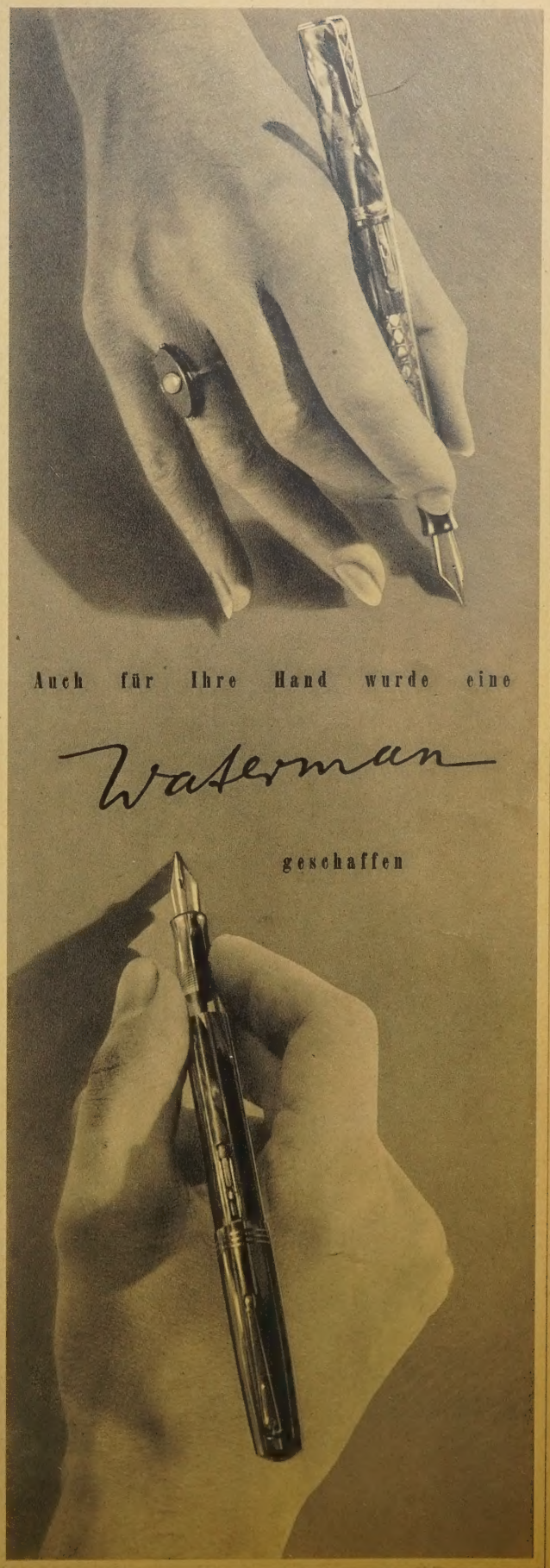
Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Dr. Friedr. Witz; Hedwig Lauber. Graphische Gestaltung: E. Schulthess. / Ständige photographische Mitarbeiter: Hs. Staub und W. Bischof. / Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung gestattet. / Druck und Verlag: V. Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 51790. Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29. Insertionstarif auf Verlangen. / Abonnement jährlich Fr. 24.—, halbjährlich Fr. 13.50, Einzelheft Fr. 2.50. Auslandabonnement zuzüglich Porto. Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk.

VERLAG V. CONZETT & HUBER ZÜRICH

Morgartenstraße 29 Telephon 51790 Postcheck-Konto VIII 3790

UNSER TITELBILD

Ausschnitt aus Arnold Böcklins Fresko «Flora» im Treppenhaus des Basler Museums für Natur- und Völkerkunde.



ZUM NOVEMBERHEFT

Als wir neunzehn Jahre alt waren und die lange Mittelschulzeit hinter uns hatten, lud die Heimatstadt uns zu einer Ferienreise ein. Nicht zu einer Fahrt ins Blaue, aber zu einer ins Unbekannte, ins Niegesehene. Wir überquerten hohe Gebirge und kamen in den Süden. Der langweilige geographische Unterricht machte kurzweiligen Erfahrungen Platz. Die Kastanien, die wir bis dahin aus den heißen Pfannen der Maronibrater empfangen hatten, hingen grün in den Bäumen. Am Abend des dritten Reisetags kamen wir an den blauen See und in die kleine Stadt am Anfang des blauen Sees. Die Mädchen in den Straßen sahen ganz anders aus als jene, mit denen wir bis dahin zur Schule gegangen waren. Sie ähnelten dem Bildnis einer Hexe, die im Schaufenster des heimatlichen Buchladens lange gehangen und uns angeblinzelt hatte. Eine junge Hexe, versteht sich, sonst wäre sie ja nicht ins Fenster gekommen. Wir hätten gern mit den Mädchen gesprochen. In der Vorstadt begegneten wir so einem Geschöpf, das in einem Mauertor stand und ein Tuch um die Schultern trug. Ich nahm meinen jungen Mut zusammen: «Buona sera», sagte ich. Das hatte ich von den Maurern daheim gelernt. Sie schwieg. Da kam mir ein geistreicher Einfall und ich sagte etwas Neues: «Bella sera!» Das hätte der Anfang eines Gesprächs sein sollen. Die Schöne warf den Kopf zurück. «Jo non parlo con uno che non conosco.» Ein ganz runder fester Satz. Des Mädchens Sprache war uns unbekannt, aber das Lateinische war uns bekannt. Das Bekannte half uns das Unbekannte zu begreifen. Conosco — cognosco — cognoscere — leicht erfaßbarer Zusammenhang. «Uno che non conosco» sagte sie von mir, ein Unbekannter wäre ich, ein ignotus, eine Null, ein Niemand, mit dem es ihr nicht einfiele ein Wort zu wechseln. Wo wir doch eben als Maturanden und Kadettenoffiziere daheim auf der Höhe unseres jungen Ruhms standen. «Abgeblitzt» hätte eine alte Zeitschrift unter die Szene geschrieben. — «Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär . . .» ein Sprüchlein zum Schnellsprechen und ein wahres Sprüchlein obendrein. Im Heere der Menschen bilden unsere Bekannten ein bescheidenes Grüpplein. Daß diese grad unsere Bekannten sind, ist Zufall. Es könnten auch ganz andere Leute unsern persönlichen Umkreis bilden. Und doch bemessen wir Leben und Welt nach ihm. Meistens sind wir stolz auf diesen Kreis oder Ring, für dessen Mittelpunkt wir uns halten. Ueberall geht der Ring über ins Unbekannte. Jeder Mensch stößt täglich mit dem Unbekannten zusammen. Man redet leichthin davon oder auch gar nicht. Man vernimmt vielerlei Nachrichten, die sich wissend gebärden und ihre Unwissenheit nicht erwähnen. Wir hier brauchen keineswegs mit unsern bescheidenen Ueberlegungen das Unerkennbare nur zu streifen, noch fürs Alltägliche sind unsere Sinne zu kurz und unsere Gedanken nicht ausreichend, und unser Wissen liegt eingebettet ins Unbekannte, wie ein Tröpflein Oel im weiten Wasser schwimmt. Wir wissen nichts vom Nachbarn, der um die Ecke wohnt, und die Obersten im Volke wissen wenig von den Untersten und umgekehrt.

Es ist klug aufs Bekannte nicht allzu sicher zu bauen und vom Unbekannten nicht zuviel zu hoffen noch es zu arg zu fürchten. Das rechte Maß zu halten, ist die schwere und wichtige Kunst. Die Gedanken auf das Hin und Her zwischen dem Bekannten und Unbekannten in kurzweiliger Weise zu lenken, ist das Vorhaben unseres Novemberheftes.

Oskar Kübler

Zu dieser Aufnahme schreibt uns der Photograph: Diese Plastik? Wer sie erstellte? Niemand kann es sagen. Ist es Diana, Juno? Oder ein zierliches Barockfigürchen, das im Verfall sein betörendes Lächeln weiterträumt? Niemand weiß Bescheid. Kaum daß sich ihr Besitzer noch ihres Daseins erinnerte. Denn sie steht im einsamsten Winkel eines alten Parks, da, wo Adlerfarn, Wacholder und Ginster mit der gleichen Wildheit wuchern dürfen, wie an den wildesten Hängen der Ardennen — in einem alten Park an der Maas, oberhalb Lüttichs, wo Erz und Kohle die Landschaft in ein dröhnendes Chaos verwandelt haben. *Paul Walther*

RNOLD BÖCKLIN: CAMPAGNALANDSCHAFT. PRIVATBESITZ

Wir geben eine Anzahl Studien und Kompositionen aus jenen Jahren wieder, da Böcklin noch nicht ein Name war, den jedermann kannte, ob er ihn verehrte oder verurteilte. Es sind Schöpfungen, die dem heutigen Geschmack mehr entsprechen dürften, als die Toteninseln und Gefilde der Seligen: Die Campagnalandschaft, eine kleine Studie, stammt aus dem Besitze eines gefeierten Malers des feinen Gesellschaftsbildes, der in dem darbenden Kollegen das überragende Genie gleich erkannt und sich seiner auch angenommen hat. Dargestellt ist die Mittagsstunde, da in der brütenden Hitze den Augen alles in gebrochenen Tönen erscheint und nur einige hinter Bäumen sichtbare Stellen der Mauern eines Palastes hell herausschimmern. Wundervoll sind die roten und gelben Töne des Erdreichs, der tiefblauen Luft und des Grüns zusammengestimmt, und in den weichen Konturen der Bäume erkennt man den Zeichner, dem die Formen der Vegetation etwas so Selbstverständliches geworden sind, daß auch, wenn er nur Töne hinsetzt, die individuelle Art der dargestellten Gewächse zur Geltung gebracht ist.

Der unbekannte Böcklin

Im Jahre 1897 wurden Arnold Böcklin bei Anlaß seines 70. Geburtstages Huldigungen in einem Ausmaße zuteil, wie selten oder nie einem lebenden Maler, und wenn der Vater einst seinem Sohne versichert hatte, ein Calame werde er noch lange nicht, so hatte dieser jedenfalls in seinem Alter die Popularität des schweizerischen Alpenmalers aus der Mitte des Jahrhunderts weit hinter sich gelassen. Allein, es handelte sich bei ihm nicht nur um eine Beliebtheit beim weiteren Publikum. Sondern viele der Besten hatten seit drei Jahrzehnten schon in steigendem Maße den Künstler verehrt, Musiker, Dichter und bildende Künstler, soweit die deutsche Zunge, deutscher Kultureinfluß reichte, und keineswegs nur der eine Gottfried Keller und eine Gruppe von Basler Künstlern allein. Jetzt verstummte die Kritik, die lange Zeit die Schöpfungen des Malers, wie einst die des späteren Beethoven als Gebilde des Wahnsinns bezeichnet hatte, der Name Böcklin wirkte nun zündend auch für das große Publikum und war zu einem Programm echter Kunst geworden. Auch eine Reihe seiner Weggenossen, Anselm Feuerbach, Hans von Marées, Hans Thoma hatten nach langer Verkennung damals, in den achtziger Jahren und im Anfang der neunziger allgemeine Anerkennung gefunden. Allein die weitere Entwicklung des Kunstlebens und Kunstgeschmackes schlug andere Wege ein, und eine jüngere Generation von Malern, die starke Eindrücke vom französischen Impressionismus gewonnen hatte, fing an, das Kunstleben zu beherrschen und die Begeisterung für den alten Künstler als unbequem zu empfinden. Dazu kam der Angriff eines Händler-Literaten, sechs Jahre nach Böcklins Tode, der das, was beim Meister nach langer Entwicklung zum letzten Wort geworden war und nun allgemein verstanden wurde, als Banalität und Entartung hinstellte und ihm jedes wahre Künstlertum absprach.

Wenn man die Maler in Impressionisten und Expressionisten einteilen will, das heißt in solche, die sich hauptsächlich der Schilderung der Sichtbarkeit, die sie begeistert, hingeben und das subjektive Element zurücktreten lassen, und solche,

Böcklin hat auch durch sein Aussehen, nicht nur durch sein Können, die Maler interessiert, und es gibt aus den früheren Zeiten vielleicht noch mehr Darstellungen seines Kopfes als aus den Zeiten der Berühmtheit. Diese Bleistiftzeichnung von T. Schieß, die laut Unterschrift vom Anfange der sechziger Jahre stammt, könnte noch etwas früher, schon Ende der fünfziger Jahre entstanden sein und den Maler darstellen, als er eben das dreißigste Lebensjahr überschritten hatte. Im Kupferstichkabinett des Kunstmuseums Basel.

bei denen das Subjektive ganz bewußt das Entscheidende ist, so gehört Böcklin zu den Expressionisten. Er war als Expressionist geboren. Seine spätere Entwicklung war nicht ein Bruch mit der eigenen Vergangenheit, wie das vielfach behauptet worden ist, sondern die logische Entwicklung dessen, was ihm im Grunde von Anfang an vorschwebte.

Ein Unterschied gegen die moderneren Richtungen, die im Prinzip ähnliche Ziele verfolgen, liegt darin, daß er der Natur näher steht als die Heutigen, wenigstens, daß er die Natur so eingehend und mit Liebe studiert hat, wie es heute selten ist. Ein Baum ist ihm nicht nur Farbenfleck, er ist ihm wohl in höherem Grade als Farbenfleck wichtig, wie seinen Vorgängern, aber nicht als solcher allein. Auch der Bau einer Pflanze interessiert ihn und auch da, wo die Tonwirkung die Hauptsache ist, fallen die Silhouetten stark ins Gewicht und geben der Vegetation das ihr Charakteristische. Eine große Zahl erhaltener Zeichnungen legt Zeugnis ab von dem intensiven Studium seiner Jugendjahre in der römischen Campagna, jener Zeit, wo die spätere Frau Böcklin den jungen, schlanken und von der Sonne gebräunten Menschen jeden Morgen mit dem Skizzenbuch unterm Arm nach den Toren wandern sah, um gleich, nachdem sie aufgeschlossen wurden, ins Freie hinaus zu pilgern. Paul Heyse, der auch von diesen eingehenden Studien seines Jugendfreundes erzählt, berichtet aber auch, daß Böcklin eine große Landschaft in Angriff genommen hätte, die zwar ganz auffallend das Gepräge der Umgegend zeigte, aber keineswegs der Ansicht einer bestimmten Stelle entsprach und ohne Zuhilfenahme von Studien entstand. Die Studie war für Böcklin mehr eine Uebung zur Gedächtniseinprägung, nicht eine Gedächtnisstütze für später. Er zeichnete, um dabei die Form sich genauer zu merken; dies erlaubte ihm dann, frei zu komponieren, Werke aus einem Guß zu schaffen, seine inneren Gesichte ungehindert zu gestalten. Sein wundersames, nie versagendes Gedächtnis erregte das Staunen, seine Schöpfertätigkeit aus dem Vollen den Neid der Künstler, die ihn in seiner Frühzeit kannten. Man fühlte, daß dieser junge Maler mehr

ARNOLD BÖCKLIN: DER FRÜHLING. Depositum der Eidg. Gottfried Keller-Stiftung in der Oeffentlichen Kunstsammlung Basel. Alle farbigen Böcklin-Reproduktionen dieses Heftes nach farbenphotographischen Aufnahmen des Hans Hinz

Etwa sechs Jahre später als die Campagnalandschaft ist der Entwurf zu dem Liebesidyll entstanden, den unsere größte farbige Abbildung zeigt. Jetzt war der Künstler als Meister anerkannt, nicht nur von mitstrebenden genialen Menschen, die selbst noch nichts galten; er war wohlbestallter Professor an der Weimarer Kunstschule, reichlich mit Bestellungen versehen und, was ihm freilich nicht immer bequem war, ein fürstlicher Hof interessierte sich für seine Kunst und seine sonstigen Taten. Noch kurz zuvor hatten Verkennung und Krankheit ihn an den Rand des Grabes und mit seiner Familie in München ins äußerste Elend gebracht, und nur durch die opferwillige Hilfe von Landsleuten und das Verständnis anerkannter Künstler war er gerettet und auch in München zu Ehren gebracht worden. Jetzt gedachte auch die Vaterstadt des verlorenen Sohnes; der Vater versöhnte sich mit der Berufswahl, die Mutter, die immer an seine Fähigkeiten geglaubt hatte, konnte sich noch kurz vor ihrem Tode des Erfolges freuen, und die Freunde setzten eine Bestellung für das Museum durch. Der erste Vorschlag, den der Künstler nun von Weimar aus einsandte, war der Entwurf zu einem Liebesbild, das schließlich aus dem Besitze eines Kommissionsmitgliedes, das ihm günstig gesinnt war, ins Basler Museum gelangt ist. Damals aber erschienen die Figuren dem Kollegium zu nackt, und Böcklin wollte, schwer verärgert, zunächst gar nichts mehr von einer Bestellung wissen. Gute Freunde legten sich aber ins Mittel und so bequemte sich der Meister dazu, einen anderen Entwurf einzusenden. Es war eine Federzeichnung zur Jagd der Diana, die sich heute auch im Basler Kupferstichkabinett befindet. Dieser Entwurf entsprach der Kommission besser, und es entstand nun dieses gewaltige Gemälde, für manche heute das große Meisterwerk der ganzen Basler Böcklin-Sammlung. Es war das Werk, das den jungen Sandreuter begeistert und in die Bahnen des großen Meisters gezogen hat, aber damals und noch lange später hat es freilich auch bei dieser Schöpfung nicht an heftigen Kritiken gefehlt. — Das Liebesidyll geht, wie alles, auf eine persönliche Erinnerung zurück. Böcklin pflegte die Arbeit durch Flötenspiel zu unterbrechen, als er noch in einem Dachstübchen in der Steinenvorstadt jene melancholischen kleinen Landschaften malte, die vor der ersten Romfahrt entstanden sind. Da erschien im Fenster eines gegenüberstehenden Hauses öfters ein anmutiges Mädchen, das den Klängen lauschte. Es kam zu einer Bekanntschaft, zur Liebe und Verlobung. Eine Tochter des guten Bürgerstandes und ein eigenartiges, feingebildetes Wesen hatte sie wohl ein wirkliches Verständnis für das aufstrebende Genie. Allein, man wollte das mittellose Paar nicht vereint nach Rom ziehen lassen. Sie aber hielt die Trennung vom Geliebten, der nun allein in die Fremde gezogen war, nicht aus und brach nach kurzer Krankheit in Basel zusammen, von den Freunden, nicht nur von dem Geliebten, betrauert und von Jak. Burckhardt besungen. Das Gedächtnis an diese erste, vielleicht tiefste Liebesleidenschaft ging dem Künstler sein Leben lang nach. Immer wieder begegnet man, von der Erinnerung verklärt, dem musizierenden Jüngling und dem lauschenden Mädchen in Skizzen und Gemälden, und eines der letzten größeren Werke hat zum Leitmotiv die Schillerschen Verse «Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar». — Die Komposition ist sehr genau überlegt, es sind mehrere Studien zu dem flötenden Hirten erhalten. Auch ein Gemälde ist aus der Skizze hervorgegangen, das in die Sammlung Johnson in Philadelphia gekommen ist, eines der wenigen Zeugnisse seiner Kunst, die über das Große Wasser gewandert sind. Der Entwurf zeichnet sich aus durch die zarten liebenswürdigen Farbenharmonien, die für viele Frühbilder, die die Lichtseiten des Lebens schildern, bezeichnend sind.

ARNOLD BOCKLIN: DER ZIEGENHIRT. PRIVATBESITZ

Die Landschaft mit dem Hirten und den Ziegen gibt nicht einen zufälligen Ausschnitt, sondern eine Komposition, die die Campagna in ihrer sommerlichen Glut, ihrer üppigen Vegetation und dem Spiel ihrer Lichter und Farben vergegenwärtigen soll. Die Felsenstufe im Vordergrund steht im prallen Sonnenlicht, aber Schatten der Schlinggewächse spielen über die Steinfläche; noch weiter vorn die Ziege, ist der hellste Ton im Bilde, der auch den hell leuchtenden Abhang etwas überstrahlt und zurückschiebt. In der Mitte öffnet sich der Blick in die durchleuchtete Ferne und auf das Gebirge, das die Landschaft umzäunt. Fast verschwimmend im Dunst der Luft, erscheinen davor die dunklen Konturen des Laubes, das den Ausblick einrahmt und zur Geltung bringt, des Hirten, der anderen Ziege und der Stämme. Das kleine Gemälde ist noch in der ersten römischen Zeit entstanden, kurz bevor der Künstler seinen ersten großen Erfolg im Kreise der römischen Künstler und Kunstfreunde erlebt hat, und Feuerbach sowie Reinhold Begas ihm ihre Bewunderung gezollt haben.

ARNOLD BÖCKLIN: LANDSCHAFTSSTUDIE. BLEISTIFT

Künstler war als alle anderen. Aber bei der Allgemeinheit fand schon damals seine Art heftigen Widerspruch. «Worum molt denn dä Beggli nit wie anderi Lit», hieß es auch in seiner Vaterstadt Basel. Seine Gedanken kreisten freilich schon damals nach einem anderen System wie bei der Mehrzahl der Sterblichen, sie kreisten um einen anderen Schwerpunkt, um eine Mitte, die vielen unbekannt ist; so konnte es scheinen, als seien sie aus ihren Geleisen gewichen. Das Dämonische seiner Natur wurde schon damals empfunden. Er aber ging, unbekümmert um Zustimmung oder Ablehnung, geleitet von seinem Dämon, unbeirrt seinen Weg. Wohl blieb er, in ständiger Arbeit an sich, Bereicherungen durch andere Kunst nicht verschlossen. So war ihm die Bekanntschaft mit Pompeji höchst anregend und eine Begegnung mit Grünewald 1868 von entscheidender Bedeutung. Dazu kamen in München und später in Florenz eingehende Studien der alten Deutschen und Niederländer. Nun erst entstanden die Werke, die allerstärksten Widerspruch, gegen Ende seines Lebens aber auch die unverhohlenste und echteste Begeisterung erwecken sollten. Als Böcklin geboren wurde (1827), lebte Goethe noch und das Zeitalter des Klassizismus und der Romantik hat seinem Wesen die bestimmenden Eindrücke mitgegeben. Seit 1848 kam allmählich auch in Deutschland ein ausgesprochener Naturalismus und Pessimismus auf und die Darstellung des Alltags beherrschte mehr und mehr Literatur und Kunst. Auch Böcklin hat sich ständig gewandelt, aber er lebte in einer anderen Welt und ist ihr treugeblieben. Romantisch gestimmt sind auch seine späteren Werke. Die Sehnsucht nach Italien war in seiner Jugend das Selbstverständliche gewesen und die Liebe für das südliche Land und Meer spricht noch aus seinen letzten Werken. Er stimmt auch darin mit der vorausgegangenen Kunst überein, daß er in seinen Bildern etwas erzählen will. Damit allein hätten sie freilich niemals ihre Wirkung erreichen können. Was ihm vorschwebte war, zu wirken wie die Musik und er hat auch ähnlich gewirkt. Er sah in das Reich der Natur, wie noch keiner vor ihm, und ihre geheimnisvollen Mächte verkörperten sich ihm

Die beiden Bleistiftzeichnungen, links und unten, werden in denselben Jahren entstanden sein wie die Campagna-Landschaft. Sie zeigen die römische Campagna noch wenig angebaut. Weit streifte damals und noch später der Blick über die kahlen Flächen, von denen sich einzelne Bäume, Häuser und Ruinen klar im hellen Sonnenlicht abhoben. Es war die Größe und Einfachheit der italienischen Landschaft, die Klarheit der Linien und Formen, denen Böcklin den Vorzug vor dem Norden gab. Das spricht sich auch in den Studien aus, da er hier betonte, was ihn interessierte, um sich einzuprägen, was er brauchte. Neben der Schönheit der Baumformen studierte er auch noch das Licht. Das Bild links zeigt die Mittagszeit an. Die Schatten fallen fast senkrecht. Was nicht beleuchtet ist, erscheint fast schwarz. Links dann ein Ausblick auf das leicht kenntliche Albanergebirge mit dem Monte Cavo als höchste Erhebung. In der zweiten Studie steht die Sonne tiefer und wirft große Schatten auf den Weg zur Anhöhe; die Bäume zur Rechten sind durch ihre dunkle Silhouette, die im Sonnenschein links durch scharfe Randschatten charakterisiert. Was man von Stämmen und Aesten sieht, ist überall deutlich hervorgehoben und in seiner Eigenart mit Liebe gekennzeichnet, da ihm alles Organische interessant und wichtig war.

ARNOLD BÖCKLIN: LANDSCHAFTSSTUDIE. BLEISTIFT

ARNOLD BOCKLIN: BILDNIS SEINER FRAU. PRIVATBESITZ

Links: Ungefähr in der gleichen Zeit wie das Liebesidyll, wohl aber nach Weimar und schon wieder in Rom, ist das schöne Bildnis der Gattin mit der Nelke entstanden, das sich in Basler Privatbesitz befindet. Viel erlittene Not und Kummer hatten dem schönen Antlitz zwar früh schon einen herben Zug aufgeprägt, aber noch zehn Jahre später, als Böcklin in Basel die Wandbilder malte, war sie eine Schönheit, deren bloßes Erscheinen auf Männer den allerstärksten Eindruck hervorrufen konnte, wie jemand berichtete, der diese Zeit als Knabe noch miterlebt hatte. Eine echte Römerin, mit dem klassisch-schönen und rassigen Gesichtstyp und der in aller Aermlichkeit vornehmen Haltung, hat sie auch mit altrömischer Stärke mit ihrem Manne ausgehalten und ist ihm trotz aller Unterschiede von Nationalität, Sprache, Sitte und Religion eine glückbringende Gefährtin auf seinem dornenvollen Lebenswege gewesen.

Rechts: Die Flora, das Bild, von dem ein Ausschnitt in farbiger Wiedergabe den Titel des Heftes ziert, befindet sich neben dem zweiten Podest im Treppenhaus des älteren Basler Museums. Das Gebäude war eben in den vierziger Jahren nach Plänen des Architekten Melchior Berri errichtet worden und erhielt nun in den sechziger Jahren seinen monumentalen Schmuck von Böcklin. Die Vorwürfe, die dargestellt werden sollten: Magna Mater, Flora und Apoll, entsprachen dem Zwecke des Baues. Er enthielt damals sowohl die naturwissenschaftlichen Sammlungen wie die Gemäldegalerie.

in den Gestalten der Sage. In den Augen seiner Meerfrauen und Tritonen liegt die Dämonie des Meeres, die Harfe in der Hand der Nixe im Felsenspalt läßt das gewaltige Brausen der Brandung ertönen, Pan ist die Mittagsschwüle, in der die Natur den Atem anzuhalten scheint, der Drache Gefahr und Grauen des Abgrunds unter dem Felsensteg; in den Frühlingsbildern glaubt man das Jubilieren der Vögel, das Summen der Käfer und das sanfte Rieseln der Quelle zu hören; das leisetretende Einhorn verkörpert das tiefe Schweigen im dichten Wald, Zentauren die Urgewalten der Erde. Das alles stieg aus unbewußten Tiefen in ihm auf, wenn er saß und schaute — nur schaute. «Wenn das viel mißbrauchte Wort vom Dämonischen je auf einen Quellgeist gepaßt hat, dann sicher auf Böcklin», spricht Ludwig Klages aus in einem Aufsatz über Conrad Ferdinand Meyer.

Tiefe Eindrücke aus dem eigenen Leben finden sich häufig als Nachhall in Bildern wieder, so taucht die Erinnerung an die Schreckenstage der 48er Revolution, die er in Paris mitangesehen, als dunkler Unterton und Todesschauer immer wieder einmal auf, im Ueberfall der Seeräuber, dem von Erinnyen verfolgten Mörder und ähnlichem — ins Heroische gesteigert auch im Abenteurer. Aber auch persönlichstes Erleben, freudiges wie schmerzliches, gar manches, dessen unverkleidete Aussprache seine verschlossene Natur nicht übers Herz gebracht hätte, fand so eine Befreiung. Fremd war ihm keine Empfindung: dumpfer Schmerz wie bacchantische Lebensfreude, heiterstes Spiel und Vergänglichkeitsschauer — Urgefühle der Menschheit. Sie darzustellen war ihm ein für alle Größe und Schönheit der Welt weitgeöffnetes Auge verliehen, eine Phantasie, der sich zum Bilde formte was er empfand, und er schuf es mit den Mitteln einer reichen Farbenpalette. Zu der außergewöhnlichen Empfänglichkeit und Reizbarkeit seiner Seele aber hatte ihm die Natur eine ebenso ungewöhnliche Kraft und Gesundheit mitgegeben, dazu einen unverwüstlichen Humor und den Wagemut und Abenteuergeist der alten Eidgenossen, mit dem er sein an Kämpfen und Wunden reiches Leben aufrecht und unbesiegt zu Ende führte.

PROF. H. A. SCHMID

Der Mensch vor dem Unbekannten

Was setzt man uns nicht ein in unser Heimlichstes ?
RILKE

Niemand kennt die Grenzen der Welt und ihre wirkliche Mitte. In den erregenden Mythen der modernen Forschung sucht sich der Mensch ihr Werden und Vergehen zu deuten. Eine riesige Wolke reinen Wasserstoffes sei vor etwa zwei Milliarden Jahren in eine schöpferisch-kreisende Bewegung geraten. In der dadurch entstandenen Hitze haben sich alle uns heute bekannten Elemente aufgebaut, alle die uns als Sterne vertrauten Sonnen gebildet. Innerhalb der Milchstraßenschale formen sie wieder besondere Gruppen und bewegen sich in einer für uns beängstigenden Weise gegeneinander. So eilt auch unser Tagesgestirn mit der kleinen Schar es treulich umkreisenden Planetenkinder noch einmal seine eigene, rätselhafte Bahn. Vermutlich bauen die letzten uns faßbaren kosmischen Einheiten, die aus Sonnen gefügten Riesenlinsen der Milchstraßensysteme ihrerseits wieder übergewaltige Weltgestalten auf. Vor diesen mehr gedanklich als sinnlich erschlossenen Ordnungen beginnen aber unsere empfangenden Organe zu versagen. Das vom Wissen mühsam errungene Bekannte geht hier in das auch dem Ahnen nicht mehr aufhellbare, gänzlich Unbekannte über. Le silence éternel de ces espaces infinis m'effraie, sagt Pascal für uns alle. Mit scheuem Staunen folgt wohl das schlichtere Erleben der Kühnheit des weltmessenden Geistes und hält sich dann gerne wieder an die angeborenen erdlichen Horizonte.

Und doch verwirklicht sich mitten im Unheimlichen dieser unendlichen Welt unser endliches Leben. Das uns tröstende, bergende Heim steht auf geheimnisvollem Grund. Auch das Dach der kleinsten Hütte grenzt unmittelbar ans All. Jeder Blick zum nächtigen Himmel richtet sich ins Unabsehbare. Wo wir Wesen der Grenze in unserem Erdkreis auch gehen und stehen, immer umgreift uns die grenzenlose Welt. Wir sind von ihr umfangen und getragen, in ihr stand unsere Wiege und liegt unentrinnbar unser Grab. Man hat den Menschen einen Gefangenen der Erde genannt, den die Ikarussehnsucht nach anderen Gestirnen beflügelt. Wohin ihn auch je die raumbezwingende Technik tragen mag, dem Bannkreis der Welt wird er nie entrinnen, ihre Grenze wird er nie erreichen. So wie sich dem Wanderer der Erde immer neue, lockende Horizonte eröffnen, wird auch der Weltenwanderer immerfort vor neuen, schimmernden Sonneninseln stehen.

Der Mensch ist nicht zufällig in diese Welt hineingefallen und hat sich mit ihr nun schlecht und recht abzufinden, wie ein schiffbrüchiger Robinson mit seinem Eiland. Jene Rede von unserem «zur Welt kommen» meint ja nicht, daß wir aus einer Nicht-Welt, aus dem Nichts neu und eigen zu ihr hinzukämen. Immer schon waren wir in ihr, immer schon war sie in uns. Wir sind richtige Weltkinder, Kinder dieser uns umgreifenden Welt. Aus ihrer «Tiefe» heraus hat sich einst unsere Sonne geballt, von ihr löste sich wieder die mütterliche Erde. Das mütterliche Meer schied sich von den mütterlichen Kontinenten. In den frühen Ozeanen haben sich die ersten Tiere und Pflanzen gebildet, die bald das Land eroberten. Keine Kunde wird den kommenden Menschen mehr ergreifen, als die stumme Legende des versteinerten Lebens. Ein formenreicher Zug geprägter Gestalten strömt und springt aus unerklärlichen Quellen. Von Stufe zu Stufe verwirklichen sich in explosiven Schüben Heere von atmenden Wesen, die sich immer umfassender mit ihrer Umwelt auseinandersetzen, sich aus dumpfer Unbewußtheit zu lebendigen Spiegeln des Daseins klären. Immer reicher entfalten sich die weltempfangenden Organe, immer reiner wird der innere, spiegelbildliche Aufbau der Welt, immer fühlender, inniger und rastloser sucht das Sehen und Tasten die Fläche der Dinge zu befahren. Und was so die äußeren Sinne aus dem Sichtbaren gewinnen, keltert sich innen langsam zum Sinn der erfahrenen Welt. Noch tragen wir Heutigen zu schwer an den magischen Bildern früher Beschwörung der Angst, als daß unser Erleben wieder frei und arglos genug wäre, diesen Weg aus dem eigenen Herkommen in seiner ganzen Verpflichtung zu sehen. Erdachtes hat Gewalt bekommen und die große Unschuld der Augen überschattet. Von falschen Würden und Kronen aus dem Eigenen geblendet, verkennen wir die heimliche Krone des Lebens, die sich in uns selber errichtet. Wir stehen in einem eingeborenen Königtum und wissen es nicht. Denn wir selber sind ja die letzten Wellen dieses uralten, lebendigen Stromes, voll von seinen heimlichen, halbmächtigen Aufträgen, sinnende Blüten am grenzunbewußten Baum der Welt, in dem er fließt, mit all seiner Süße und seinem Leid. Die Mächte und Kräfte der ganzen machina mundi, wie Paracelsus sagt, drängen und reifen in uns; wie unser Blut noch das Wasser früher Meere bewahrt, lebt in uns ein voller Auszug aller Elemente des werdenden Seins. Das Sein selbst ist in uns Mensch geworden und steht sich sinnend gegenüber. In unserem Staunen entfaltet sich sein eigenes Staunen. Wohl sind wir seine Freigelassenen, weit können wir uns in den Abgrund der persönlichen Freiheit von ihm entfernen, vom Herkommen aus dem Sein in eine kleine Eigenwelt versondern — immer folgt uns die ältere Unruhe nach und bedrängt unser Gewissen mit Angst und Aufruhr. Auch wenn wir nicht wollen, frägt das Sein in uns nach seinem eigenen Sinn, wirkt in unserem Willen ein älterer Wille. Wohin wir auch fliehen, in was für bergende Gehäuse wir uns auch einspinnen, heimlich quält uns der rätselhafte Auftrag im Geheimnis unseres Daseins und läßt sich nicht anders ertragen, als daß wir ihm gehorchen. Erst im Seinsgehorsam kehrt der Mensch wieder in die herkünftigen Ordnungen zurück, wird wieder williger Mund des Werdens, der erste Diener des Seins in dessen eigenem Wirken. Im Strome des ewigen Suchens sind wir die endlichen Sucher, vorübergehende Bauleute am unsichtbaren Dom der Wahrheit. In seinen jüngsten Kindern müht sich das Sein um sein eigenes Rätsel und sucht einen Weg aus uraltem, traumschwerem Bann.

Was trieb uns Menschen aus der «Tiefe» des Seins in diese lustverstrickte, todverfallene Gestalt? In uns schlägt Aelteres sein Auge auf, kommt eine wunderliche Ratlosigkeit zu sich selbst, wird die Angst der Welt frei und sucht sich zu überwinden. Im Ichwerden des jungen Bewußtseins geraten die Wanderer des Lebens in steigende Verwirrung. Die Reise beginnt zu stocken; leben noch die älteren Brüder, die Tiere, fraglos ihre Gegenwart, frägt nun der Mensch sorgend nach Herkunft und Ziel seines Weges. Im Tier noch ein Geführter, wird ihm die Führung selbst übergeben: Alle Ungewißheit und Verantwortung dieses Amtes fallen auf den Menschen. Außer ihm gibt es keine Instanz mehr, die er befragen kann. Er sieht sich unter seinesgleichen um und findet nur mitfragende Gefährten der gemeinsamen Sorge. Im Unbekannten und Unheimlichen befällt ihn ein wühlendes Heimweh — zurück in die Welt der Mütter, in die Geborgenheit des unbewußten Lebens, nach vorwärts in eine

unsichtbare, immer erst zu erkämpfende Heimat des Geistes. Viele gehorchen dem Bedürfnis des Gemütes und schließen die schmerzhafte Offenheit des menschlichen Wesens mit einer «Lehre» heilend zu. Im Unheimlichen der unbekannten Welt bauen sie ihr trauliches Heim mit den bewährten, gütigen Dingen, sind gut mit der Erde und dankbar ihren Früchten. Freundlich lassen sie die Sterne über ihrem eingezäunten Gärtchen heraufziehen und eine liebende Allmacht über den Sternen walten; ihr Schlaf ist traumlos und in allen dunklen Wäldern des Geschehens singen sie ein hilfreich Liedchen. Und schon bricht die Heimsuchung verheerend über Haus und Hof, quillt die Angst aus Untiefen auf und überflutet die sorglichen Dämme des gedanklich verharmlosten Daseins. Unlösbar ist der ungeborgene Mensch mit der ungeborgenen Welt verbunden. Er kann für sich keinen Sonderfrieden verwirklichen, das Harren aller Kreatur und die Not aller Dinge kommunizieren in ihm. Aus den Wurzeln seiner Herkunft steigt die angstvolle Sehnsucht nach Helle und Erlösung. Der Mensch ist nur ein Organ des Seins, wie das Herz nur ein Organ des Leibes. Ohne die Gesundung des Ganzen gibt es keine Gesundung des Teils, so bleibt unser Herz unruhig, bis das Sein selbst in ihm Ruhe findet.

Wo aber der Mensch in die eigene Macht geht, sich aus dem Sein heraussondert, gerät er in die Sünde vor ihm. Da beginnt die eigentümliche Not des aus seinen Ursprüngen losgerissenen Menschen, dem sich die selbstgeschaffenen Maßstäbe der eigenen Anmaßung verwirren. Sie erfüllt sich am Einzelnen, wie auch am Menschen der Kollektive, den unheimlichen Kraftfeldern der vergotteten Rassen und Klassen, der politischen Religionen, an den Völkern mit den dämonischen Sendungen. In den Aktionen der Masse werden unbeherrschbare Kräfte des Einzelnen frei, er ist da in ein betäubendes Magnetfeld geraten, das in ihm ungeahnte Energien aufschließt. In den kurzen Stunden icheinsamer Besinnung hält er erschrocken inne, ratlos vor den unbekannten Mächten seiner selbst, die einem magischen Zuge gehorchen. Wohl kann der Zauberlehrling die Gewalten der Seelentiefe entfesseln, dann aber überwältigen sie ihn selber. Er glaubt zu schieben und wird nun geschoben, im Gefolge ihres eigenen Gesetzes schleifen sie ihn ins Verhängnis. Vulkanen gleich, bricht der Haß aus dem Leben der Völker und mobilisiert die Heere zum tödlichen Kampf. Doch sind die Kriege nie allein Menschenwerk. In ihnen geschehen die blutigen Geburten des Kommenden, die das Eigenmenschliche einreißen, die scheinbefriedete Aecker der Seele aufpflügen und sie mit dem fruchtbaren Humus uralter Schichten überschwemmen. Kriege zertrümmern die behäbigen Geleise der Selbstsicheren, in denen sie mit ihren satten Völkern fuhren, sie zerschlagen den Schein verlogener Kulturen und Gerechtigkeiten und brechen die Macht hochtrabender Theologen, die Gott im Käfig ihrer klugfleißigen Spekulationen festbinden. Nicht nur Verhindertes, auch Vergewaltigtes machen sie frei. Sie zeigen, daß hinter versteinten Masken der Liebe längst kein Leben mehr atmet, in den krausen Allegorien unseres Umgangs mit Dingen und Menschen der frühe, innige Sinn erstarb, daß viel toter Schutt der Geschichte unser Fühlen und Handeln belastet. Das Leben selber bricht wieder die Gefängnisse des Geistes, in denen es sich bis zur Atemnot eingesponnen hat. Im großen Sturm befreien sich auch die Dinge aus den Wörtern und Begriffen und offenbaren von neuem ihr unaufhörliches Geheimnis. Wieder steht in der unbekannten Welt der unbekannte Mensch, müht sich neu mit der Demut des Leidenden um seine Aufgabe eines sinnhaften Lebens. Wo der Mensch in sein Heimlichstes einkehrt, wird er wieder ein Horchender nach innen. Wo er im eigenen Namen spricht und handelt, gerät alles Seinige in Verwirrung, wo er dem Sein gehorcht und dient, wächst das Reich.

Das Reden vom «Sein» wird noch auf lange Sicht ein Stammeln ums Sein bleiben. Niemand weiß heute wirklich zu sagen, was «Materie», «Leben», «Seele» und «Geist» ihrem Wesen nach sind. Die Forschung ist davon abgekommen, sie leichtfertig auseinander «abzuleiten». Der Mensch ist weder das Zufallsprodukt sich fleißig kombinierender Atome, noch ein arrivierter Affe. Immer tiefer dringt unser Erkennen in alle Schichten des Seins ein, treiben wir die Schächte der Forschung in das Unbekannte vor. Die Helle des Wissens wächst Tag für Tag, die Morgendämmerung des Ahnens ist weit, unser Nichtwissen immens. Immer gerät unser Suchen in die Versuchung, sich über Gefundenem zu beruhigen, fließende Inbegriffe schon für feste Begriffe zu nehmen. Welt und Mensch, Leben und Erkennen sind im Fluß. Immer wieder suchen wir uns vor dem gefährlichen Strömen in eine eigene Sphäre festgestellter Dinge zu retten, aber der Strom bricht sich seine Bahn und macht uns weltoffen. Erst der Freiwillige des Seins hält den ungewissen Wandel und die Angst in der werdenden Welt aus. Der Seinsfromme hat Vertrauen in die kommende Gestaltung. Sein individuelles Leben ist eingebettet in das große Leben, seine eigene Geschichte geschieht im Geschehen, das ihn begründet und umgreift.

Die Welt ist noch jung, der Mensch steht noch in seinen Anfängen. Große Völker und Kulturen sind dahingegangen wie verworfene Versuche. Die um den Sinn der Welt wissen, sind müde und hart geworden. Die Wachen und Jungen fallen von ihnen ab. Die Welt ist tiefer, als die Lotungen der Lehrer ergaben, die an den falschen Maßen festhalten.

Der Mensch ist als Gestalter seines Schicksals noch längst nicht im vollen Besitz der ihm möglichen Mittel. Aber noch viel weniger verwirklicht er die ihm schon zur Verfügung stehenden Einsichten in das Gefüge der Dinge. Im Zerstören ist er gewiß beachtlich. Man bedenke es aber gut, zu sagen, darin käme das «Tierische» wieder zur Herrschaft. Es ist wohl das eigentlich «Menschliche», das sich im kollektiven Lustgewinn des Vernichtungskampfes auswirkt. Nur ist das Menschliche selbst erst werdend, und seine Gestaltung liegt in unseren eigenen Händen. Die heutige Wissenschaft könnte den rund zwei Milliarden Menschen der Gegenwart das meiste von dem bringen, was sie so bitter entbehren. Aber die Völker verharren noch im Schlafdunkel magischer Weltbilder und beschwören immerfort die von ihnen selber verzauberte Welt. Andere verfallen den Mächten des Hasses und verwandeln den möglichen Segen der Technik in mörderischen Fluch. Idyllische Apotheker des Geistes preisen ihre Rezepte und Regeln und vergessen, daß der Mensch aus Trieben lebt, die ihn treiben, mag die erdachte Welt der Moralen noch so schön sein. Wer vor dem Geschlecht schaudert, das fiebernd vom Hellen ins Dunkle strebt, hält den Menschen noch nicht aus, wie er ist.

Denn auch der Weg ins Helle hat seine Nächte, und immer muß das Sein den Schein zerbrechen. Die schreckliche Wahrheit der Kriege ist die Reaktion auf die biedere Verlogenheit des Friedens. Der Mensch wird beides überwinden. Wohl weiß der Wissende um die Wege, aber er geht sie nicht. Der Liebende will sie gehen, aber er kennt sie nicht. Erst wo der sehende Wissende liebt, wirkt er Gutes, erst wo der schaffende Liebende weiß, gerät sein Werk. So schafft der Arzt, der sein Wissen liebend verwirklicht, der seine Mittel wissend verantwortet. Er ringt um den lebendigen Einklang der ordo rationis mit der ordo amoris, um den so schweren Ausgleich zwischen Geist und Herz, Wissen und Trieb, Erkenntnis und Liebe. Er findet ihn nicht vor, er ist seinem Suchen aufgegeben. Vielleicht ist dieser weltoffene Mehrer des Wissens und der Liebe das Urbild des Menschen überhaupt.

Das werdende Wissen und die wissende Liebe sind unter den Menschen noch nie zu reiner Macht gelangt. Keine Kraft ist in ihrem möglichen Segen so wenig erschlossen, wie der gute Wille; kein Schatz so schlecht bekannt, wie die Erkenntnisse der wissenschaftlichen Forschung. Aber das Werden bricht sich seine heimliche Bahn und blüht seinen ewigen Frühling. Viel weiß der Mensch von den Kräften des Seins und kennt ihren dämonischen Mißbrauch. Viel von den Gewalten des Hasses, die in der Seele wohnen, aber in ihm selber schlägt die größte Hoffnung dieser Erde: das unbekannte, menschliche Herz.

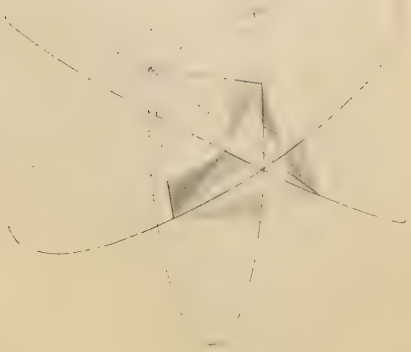
WALTER ROBERT CORTI

2

4

6

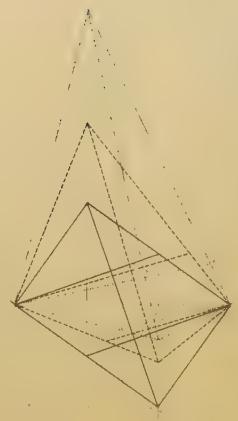
Die Umstülpung des Würfels



7

Selbst im Bekanntesten steckt noch das Unbekannte. Wer würde glauben, daß der Würfel, dieses gute alte Requisit des elementaren Geometrie-Unterrichtes, noch Geheimnisse in sich birgt? Und doch ist es so! Davon überzeugte uns die Bekanntschaft mit der Entdeckung des in Dornach lebenden Paul Schatz, der dafür einen Preis der Eidgenössischen Volkswirtschaftsstiftung erhalten hat. Wir haben uns mit den Grundgedanken der Sache einigermaßen vertraut gemacht und fanden sie so interessant — und zwar sowohl in theoretischer als auch in praktischer Hinsicht —, daß wir es für richtig hielten, sie hier einer breiteren Oeffentlichkeit durch Bild und Text vor Augen zu führen.

Abbildung 1 zeigt uns den Schatzschen Würfel, das geometrische Grundgebilde, von dem alles weitere ausgeht. Dieser Würfel besteht aus drei Teilen: die außen rot gefärbten Stücke lassen sich, wie Figur 2 zeigt, aus dem Körper des Würfels entfernen; was übrigbleibt, ist der sogenannte «Würfelgürtel», der an unserem Modell außen blau, innen gelb gefärbt ist. Nun kommt das Ueberraschende: dieser Würfelgürtel läßt sich in eigenartiger Weise bewegen; man kann ihn nämlich umstülpen, so daß das gelbgefärbte Innere nach außen, das blaugefärbte Aeußere nach innen kommt, dann kann man die Stülpung fortsetzen, bis der ursprüngliche Zustand wieder hergestellt ist, und so endlos weiter. Und das alles läßt sich ausführen, ohne daß der Würfelgürtel auch nur an einer Stelle zerreißt oder verbogen oder sonst beschädigt wird: ohne jede Gewaltanwendung kann man das Ding fortwährend um und um stülpen! Unsere Bilder können natürlich nicht die Bewegung selbst, sondern nur einzelne charakteristische Stadien von ihr wiedergeben: man sieht in Figur 3 bis 6, welche überraschenden Formen das Gebilde der Reihe nach annimmt. Die Bewegung, die es dabei ausführt, ist auch mathematisch sehr interessant; sie ist etwa der zu vergleichen, die ein Wasserstrudel aufweist, in welchem die Teilchen abwechselnd von innen nach außen gebracht und dann wieder umgekehrt von außen nach innen gesogen werden.



8

Wir sprachen von dem mathematischen Interesse, das die Sache bietet. Natürlich ist es hier nicht möglich, näher darauf einzugehen. Der Erfinder ist mit dem Ausbau der mathematischen Theorie der Sache noch beschäftigt und wird sie in einem für Fachleute bestimmten Werk der Oeffentlichkeit vorlegen. Wir bringen hier nur zwei geometrische Skizzen (Abbildung 7 und 8), die den einen oder den anderen mathematisch bewanderten Leser interessieren mögen. Die erste zeigt, daß sich in jeder beliebigen Lage des Würfelgürtels die Verlängerungen der Kanten, die durch Wegnahme jedes der außen rotgefärbten Teile des Würfels verkürzt wurden, in einem Punkte schneiden und daß diese beiden Punkte zusammen mit den Eckpunkten des Würfelgürtels auf einer Kugelfläche liegen. Die zweite zeigt den samt der eben genannten Kugel in drei verschiedenen Lagen axial durchschnittenen Körper.

9

Von den zahlreichen mathematisch interessanten Sätzen, die sich aus der Erforschung der Bewegung dieses Würfelgürtels ergaben, erwähnen wir nur den einen, daß die Länge der drei «Raumdiagonalen» des Würfelgürtels, also die Entfernung je zweier einander schräg durch den Würfelkörper gegenüberliegenden Eckpunkte, bei allen Bewegungen unverändert bleibt; sie ist daher immer gleich der Länge der Würfelkante multipliziert mit der Wurzel aus 3 (die Strecke A—B in Figur 8 zeigt eine solche konstante Diagonale).

Die Tatsache, daß es also innerhalb dieser komplizierten Bewegung «feste Punkte» gibt, ermöglicht es nun, die eigenartige, aus «taumeln», «schwenken» und «rotieren» zusammengesetzte Bewegung des Körpers technisch auszunützen; denn diese festen Punkte kann man verwenden, um das Gebilde daran festzuhalten und in ein Stativ einzuspannen. So wurde die Idee der Schatzschen Bewegung beispielsweise für eine

Schüttelmaschine benützt, mit der Flüssigkeiten, Pulver usw. durcheinander gerührt werden können, und zwar auf viel raschere und gründlichere Art, als das bisher möglich war. Die durcheinandermischende Wirkung der Bewegung ist gewaltig, wovon sich jeder überzeugen wird, der eine solche Maschine in Betrieb beobachtet. Sie wird in Laboratorien, Apotheken und an ähnlichen Arbeitsstätten verwendet, unter anderem auch zur Butterfertigung, die sie auf weit schnellere und bessere Weise besorgt als andere Systeme. Das Geheimnis der Wirkung liegt vor allem darin, daß diese Bewegung die Teilchen nicht auf dieselbe Weise den Zentrifugalkräften unterwirft, wie das einfach rotierende Maschinen tun, bei denen dann allerlei zwar für manche Zwecke erwünschte, für andere aber höchst unerwünschte Wirkungen entstehen. Die Schatzsche Bewegung hingegen versetzt die Teilchen in zwei einander entgegengesetzt laufende, achterschleifenhafte (lemniskatische) Bewegungen, die in erstaunlich kurzer Frist intensivste Wirkung erzielen.

Es gibt noch eine ganze Reihe weiterer technischer Anwendungsmöglichkeiten der Sache, ja es ist vorderhand noch gar nicht abzusehen, welche Bedeutung sie in Zukunft noch auf vielerlei Gebieten erlangen mag. Offenkundig ist zum Beispiel, daß die Bewegung in strömungstechnischer Hinsicht außerordentlich interessante Möglichkeiten eröffnet. Auf diesem und auch auf anderm Gebiet wird an der Auswertung der Sache gearbeitet, aber aus begreiflichen Gründen kann darüber vorderhand Näheres nicht mitgeteilt werden. — Die Erfindung ist in der Schweiz und im Ausland patentiert. In Deutschland wurden, wie es den Gepflogenheiten des dortigen Patentamtes entspricht, erst sehr gründliche Untersuchungen über die völlige Neuheit der Idee durchgeführt, bevor das Patent erteilt wurde.

Unser letztes Bild (Nr. 9) zeigt den Erfinder Paul Schatz mit dem Modell des Würfelgürtels in den Händen. Darüber erhebt sich ein Gestänge, das eine getriebetechnische Ausführung der Sache zeigt; man sieht, daß hierbei nur der halbe Würfelgürtel verwendet wird.

Wir wollen schließlich noch erwähnen, daß das Modell des umstülpbaren Würfels auch pädagogisch und didaktisch ausgezeichnete Dienste leistet: es ermöglicht Schülern und Lernenden einen sehr anschaulichen Einblick in Verhältnisse und Vorgänge, die rein abstrakt nur sehr schwer vorstellbar sind, zeigt ihnen, welche merkwürdigen Dinge selbst aus einem scheinbar so simplen Gegenstand wie einem Würfel hervorgehen können, wenn sich ein Mensch damit befaßt, der die Fähigkeit hat, Neues im Alten zu sehen, und überdies vermag es ihnen eine Ahnung zu vermitteln von Zusammenhängen, die wir hier nur andeuten können, die aber, über alles andere hinaus, auch noch in diesem seltsamen Würfel stecken: Zusammenhänge zwischen der körperlichen und der geistigen Struktur des Raumes, ja kosmologische Aspekte lassen sich daran aufzeigen. Auch darüber und noch über vieles andere, das in Verbindung mit dem erstaunlichen «umstülpbaren Würfel» steht, wird das Buch des Entdeckers eine Fülle von Material und Gedanken bringen.

8

neue Photos junger schweizerischer Photographen

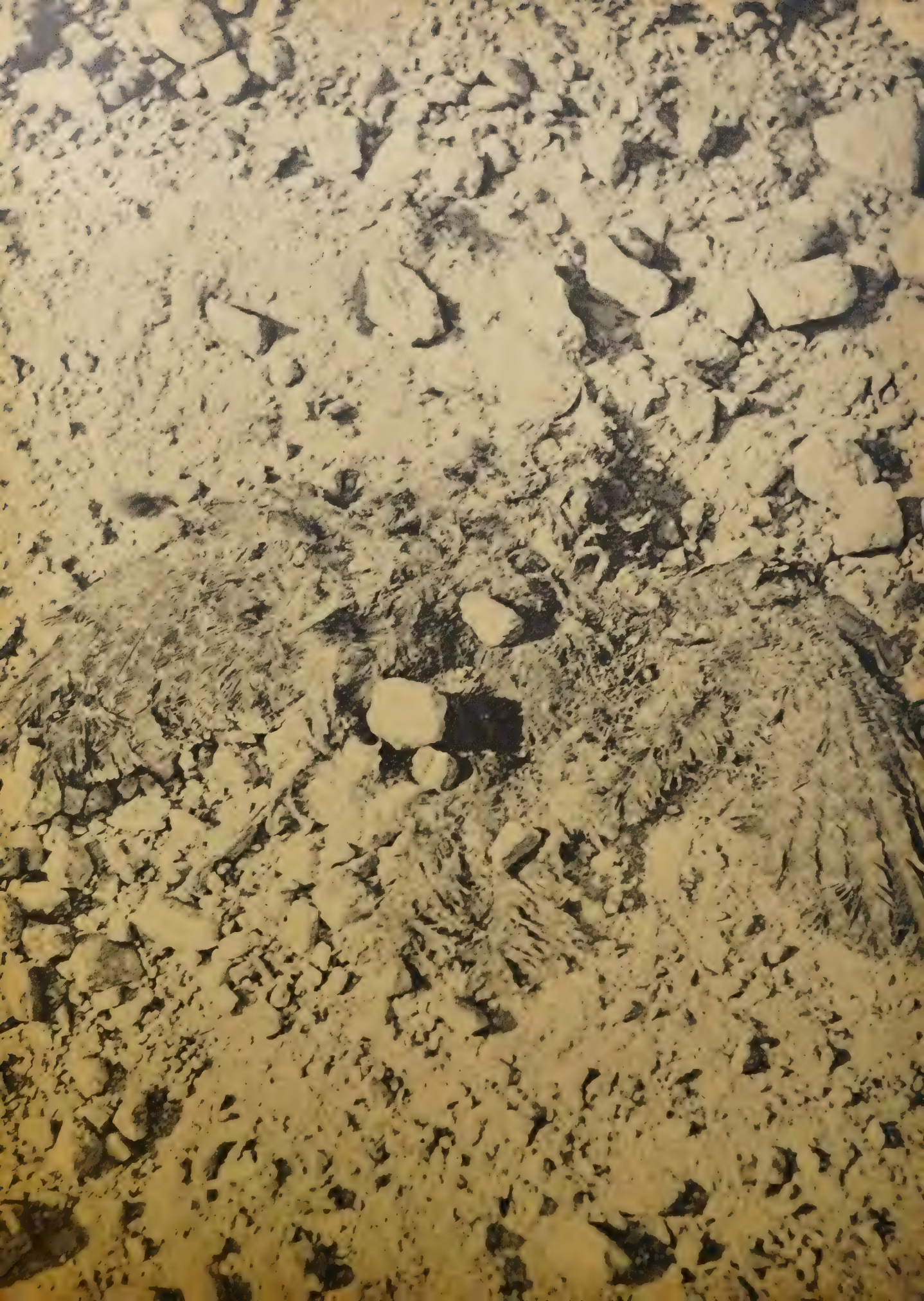
Schwan — Leni Willimann-Thöni, Zürich

Mauer in Bremgarten
Holzstapel — Sisi Bolliger, Zürich

Chorstühle in Splügen
Rebstock — Ruth Dietrich, Erlenbach

Die Straße ·
Der Schimmel — Christian Staub, Baar-Zug

Zelt — Georges Scheffer, Zürich



Kündig

Es ist Spätherbst auf dem Horgenberg oberhalb des Zürichsees. Der Maler Reinhold Kündig ist in der ländlich unberührten Landschaft mit dem herrlich freien Blick über den See in die Berge seit langem zu Hause. Rechts auf dem Bilde steht sein von Sonne und Wetter gebräuntes Atelier. Er muß nicht weit suchen, bis er sich zum Malen angeregt findet. Ueberall fühlt er sich von der farbigen Schönheit der vertrauten Natur angesprochen, ob die Sonne in den strotzenden Bauerngärten leuchtet oder ob ein mildes Licht die winterliche Landschaft zauberhaft erhellt. Kündig liebt das Dickicht des Waldes und das krause Geäst in Bäumen und Sträuchern. Er hat Freude an den schweren, erdigen Farben der Ackerkrume, des verwitterten Holzes und der verdorrten Stauden. Da holt er mit seiner Spachteltechnik geheimnisvolle Töne heraus, die wie Edelsteine funkeln. Die an unser Gefühl appellierende, stille und nachdrückliche Wirkung, die von seinen Gemälden ausgeht, wird getragen von einer starken Empfindung für das Licht. Es ist der eigentliche Träger der Bildstimmung. Es hüllt die Dinge ein, läßt sie köstlich aufleuchten und verzaubert sie und den Beschauer. Ein warmer Atem geht von diesen eigentümlich naturhaften Malereien aus.

Der Maler tritt vor sein Atelier und steht schon mitten in seiner Bildwelt drin. Ein strahlender Tag im letzten Herbst, wie er uns dieses Jahr so oft geschenkt worden ist, läßt den fast abgeernteten Garten in seinem ganzen farbigen Reichtum aufleuchten. Vor dem warmen Braun der Holzwand stehen die sperrigen verwelkenden Stauden. Eine müde Sonnenblume reckt sich wirr und gespenstisch. Ein saftiger Kohlkopf liegt voll und rund daneben. Durch die laublosen Zweige schaut jauchzend blauer Himmel warm und tröstlich herein. Der Reichtum des Bodens und die Fülle des Herbstes treten uns hier mit allem Glanz entgegen, schlicht und nachdrücklich wie in einem Volkslied.

So malt Kündig schon seit dreißig Jahren. Soweit man sich zu erinnern vermag, ist es nicht viel anders gewesen wie bei einem Baum, der Früchte trägt, das eine Jahr mehr, das andere Jahr weniger, das eine Mal etwas bessere, das andere Mal dafür nicht so wohl gediehene. Er ist in der Landschaft des Züribietes verwurzelt. Mit Zürich ist er nah verbunden. Da hat er sehen können, was die Kollegen draußen in aller Welt malen. Ein paar Reisen haben ihn die Fremde kosten lassen. Aber all das hat ihn nur noch mehr in seinem ganz ihm eigenen Tun bestätigt.

W. H.

Beilage: Zeitgenössisches Schaffen, Blatt 5. Reinhold Kündig: «Garten im Spätherbst». Schweizerische Monatsschrift «Du», Nr. 11, Jahrgang 1942. Verlag V. Conzett & Huber Zürich

J. B. Lemoynes unbekannte Marmorbüste des J. J. Rousseau

ZU DEN ZWEI PORTRÄTBÜSTEN AUF SEITEN 30/31

Es ist bekannt, daß im Jahre 1766 von dem Bildhauer Jean-Baptiste Lemoyne (1704—1778) eine Porträtbüste des J.-J. Rousseau, damals 53 Jahre alt, durch Vermittlung von David Hume, der sich zu dieser Zeit in Paris aufhielt, ebenda angefertigt wurde. — Die Tonskizze zu dieser nach dem Leben modellierten Büste, die sich im Besitz des Bildhauers J. J. Caffieri befunden hatte, ist verschollen. — Die Marmorbüste befand sich 1778 im Nachlaß von Lemoyne. Sie ist in dem von Lebrun, dem Gatten der Mme Vigée-Lebrun, verfaßten Katalog des Nachlasses von Lemoyne, der in diesem Jahre versteigert wurde, folgendermaßen aufgeführt: No 107 Marbre. Le buste de Jean-Jacques Rousseau, exécuté avec chaleur et précision. 20 pouces.

Der Katalog macht ferner zu dieser und den beiden folgenden Nummern, ebenfalls Porträtbüsten in Marmor, die Bemerkung: «Ces trois morceaux sont aussi précieux par la ressemblance des personnages célèbres qu'ils représentent, que par le mérite supérieur de feu M. Lemoyne.»

Die Büste erschien im folgenden Jahr, 1779, in der Auktion des Abbé Terray, Nr. 18 des Kataloges, und wurde in dieser Auktion für den Preis von 571 Livres an einen Herrn Chariot verkauft. Seitdem war der Aufenthaltsort der Büste unbekannt bis zum Jahre 1938, als sie auf einer Versteigerung der bekannten Firma Sotheby & Co. in London wieder auftauchte. — Die Büste selbst mit dem dazugehörigen Fuß, die, wie in den Katalogen von 1778 und 1779 angegeben, die Höhe von 20 pouces = 50 cm hat, steht nun auf einem Marmorsockel, der erst nach dem Tode Rousseaus hinzugefügt sein kann, da die darauf eingemeißelten Verse ein Epitaph bedeuten. Sie lauten:

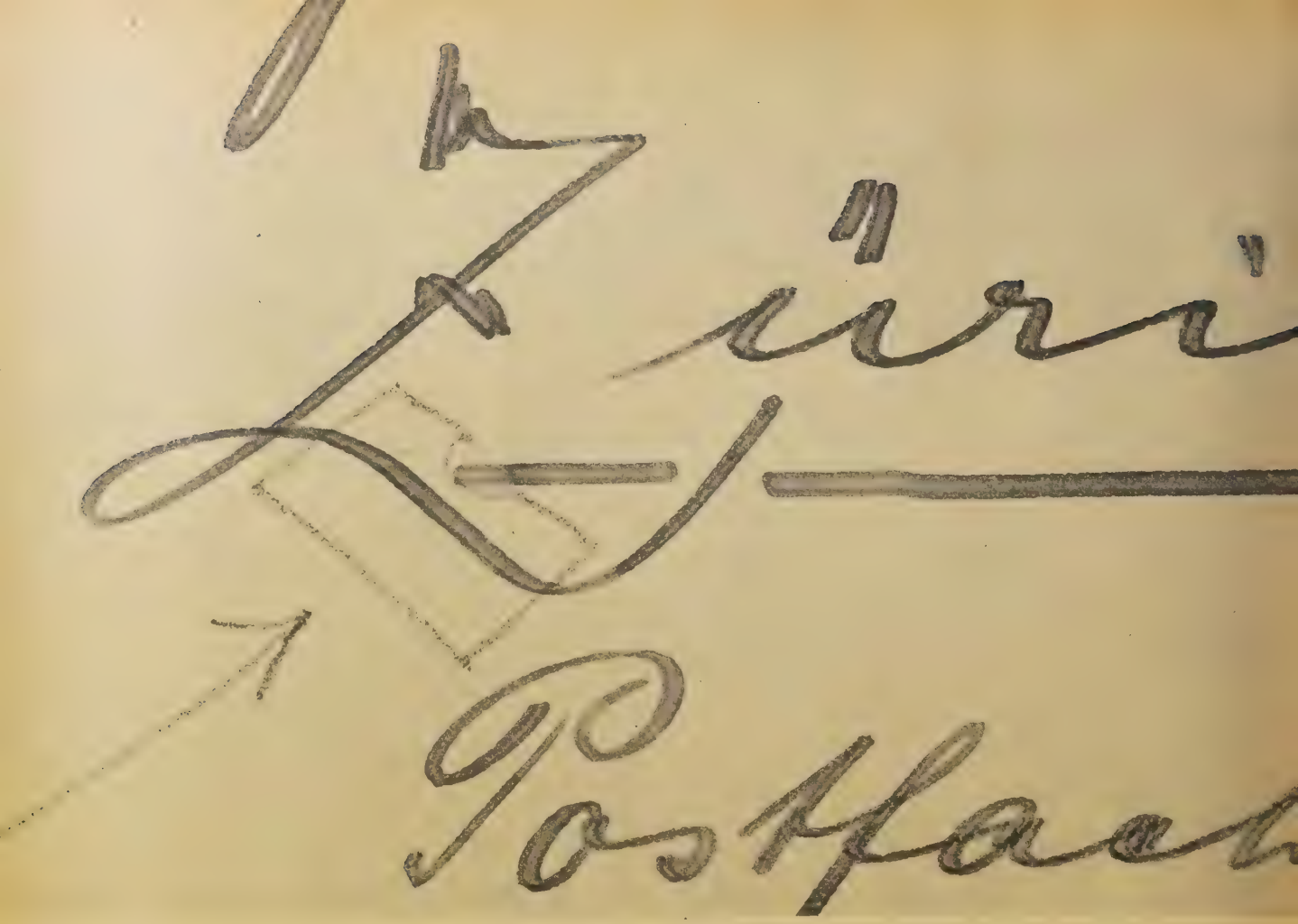
«Dans ce Marbre Vivant c'est Rousseau que tu vois:
Il fut Platon, Ly Curgue et Socrate à la fois.
Simple, Vrai, Courageux, Bienfaiteur de L'enfance
C'est le plus tendre ami que jamais l'Homme ait eu.
De Traits plus enflammés il aura L'éloquence.
Il scut d'un nouveau Charme embellir la Vertu.»

Ducis.

Der Name des Bildhauers und der Name des Dichters dieser Verse, Ducis, sind ebenfalls auf diesem Sockel eingemeißelt. Ducis war Präsident der Académie Française, er lebte noch lange nach 1778. — Auch für den Sockel der Bronzebüste von Pajou im Louvre, die Lemoyne darstellt und die 1758 geschaffen wurde, hat noch nach dem Tode Lemoynes, 1778, Ducis ein Epitaph gedichtet. Es lautet:

«Tu vois ici Le Moyne, on connaît son cizeau;
Nul n'enseigna son art avec plus d'éloquence.
L'Amitié, la Nature et la Reconnaissance
Ont, avec la Vertu, pleuré sur son tombeau.»

Diese beiden Epitaphe verbinden noch einmal J.-J. Rousseau und J.-B. Lemoyne durch die Würdigung beider durch einen Dritten, den Dichter Ducis. Das Kunstwerk selbst, die hier abgebildete Büste, «exécuté avec chaleur et précision», stellt die empfindsamen Züge des großen Schweizer Philosophen, nach dem Leben gestaltet, dar. *Bt.*



1

Sein und Schein

Graphologische Bemerkungen über das unbeachtet gebliebene Tintenpartikelchen

Wer die Schrift Abbildung **1** als «druck-starke» Schrift empfindet, die der Abbildung **2** als «druck-schwache», und wer den Urheber der ersten Schrift, auf Grund der wuchtigen Druckstriche, als energischen Tatmenschen deutet, den Urheber der zweiten Schrift, der fast zimperlichen Druckstriche wegen, einen zahmen Heinrich nennt, befindet sich in guter Gesellschaft. Die Schriftdeuter der ganzen Welt empfinden und deuten auch so. Bietet sich dem Graphologen Gelegenheit, die Schrifturheber persönlich kennenzulernen, wird er anfänglich durch deren augenscheinliches Verhalten in seiner Deutung bestärkt. Der erste tritt energisch und zielbewußt auf, er markiert, wie man zu sagen pflegt, den «Hirsch», und man möchte meinen, er sei zum mindesten ein «Herr Direktor»; der zweite tut so, als ob er kaum bis drei zählen könnte. Lernt er sie aber «näher kennen», muß er seine Deutung einer bemerkenswerten Korrektur unterziehen. Er wird nämlich erkennen, und zwar je länger je mehr, daß in Wirklichkeit «hinter» der Festigkeit und Entschiedenheit, mit welcher der erste auftritt, eine Weichheit und Unentschiedenheit am Werke ist, daß anderseits in Wirklichkeit «hinter» der Weichheit und Zaghaftigkeit, die den Urheber der zweiten Schrift ziert, eine unerwartete Festigkeit und Unbeeinflußbarkeit wirksam ist. Sind das Bluffer? Und tun sie's bewußt? Oder kann man bei solchen Menschen von einer Charakter-Vielheit sprechen, wobei der eine Charakter, der zuerst gedeutete, nur ein Schein-Charakter ist, der zweite aber der echte, effektiv wirksame? — Auf diese Fragen finden wir die richtigen und ausreichenden Antworten, sobald wir den einzelnen Tintenpartikelchen, die wir beim Schreiben auftragen, unsere Aufmerksamkeit schenken und untersuchen, was mit ihnen im Momente des Aufgetragen-

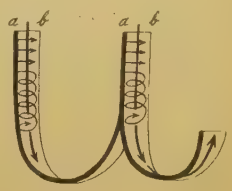
Werdens alles geschieht. Tun wir dies, erkennen wir als Wirklichkeit, daß es neben der augenscheinlichen «Druck-Intensität» zwei verschiedene, einander gegensätzliche «Druck-Arten» gibt: eine aggressive oder «aktive» und eine regressive oder «passive». Die aktive Druckart «will» die aufgetragenen Tintenpartikelchen in das Papier hineinstoßen, also vom Ich weg-führen; die passive Druckart «will» die aufgetragenen Partikelchen vom Papier zurück-saugen, sie also zum Ich zurück-führen. Es sind in Wirklichkeit die Tintenpartikelchen, die «primär» diese Druckarten zu erdulden haben. Wir erkennen weiter, daß die beiden Druckarten, die aktive sowohl wie die passive, entweder stark oder schwach ausgeübt sein können, woraus gefolgert werden muß, daß weder die Druckart eine Folge der Intensität, noch die Intensität eine Folge der Druckart ist. Druckart und Druckintensität sind verschiedene Dinge, deren Ursachen sind voneinander unabhängig. Die Ursache der beiden gegensätzlichen Druckarten liegt in zwei gegensätzlichen Charakterarten: einer aktiven oder handeln-wollenden und einer passiven oder erdulden-wollenden. Das Erdulden ist auch ein Tun! Die Ursache der Druckintensität liegt in der Stärke des Charakters, ferner auch in der Vitalität. Die Tintenpartikelchen lassen uns noch mehr entdecken, nämlich die Gegebenheit der echten aktiven Druckart, der unechten aktiven, ferner der echten passiven und der unechten passiven. Der Urheber der Schrift Abbildung 1 schreibt mit «unecht aktiver» Druckart; diese beweist, daß in der seelischen Maske des Urhebers wohl ein aktiver, tatlustiger Charakter wirkt, in seinem wahren Ich aber in Wirklichkeit ein passiver Charakter vorherrscht. Der Urheber der Schrift Abbildung 2 schreibt mit «unecht passiver» Druckart; diese beweist, daß in seiner seelischen Maske wohl ein passiver Charakter wirkt, in seinem wahren Ich aber in Wirklichkeit ein aktiver Charakter vorherrscht. Der erstgenannte muß nach außen, ob er nun will oder nicht, den Schein erwecken, ein aktiver Mann zu sein und so muß auch der zweite naturgesetzmäßig nach außen den Schein erwecken, ein passiver Typus zu sein. Unechte Schreibdruckarten sind Folge einer Charakter-Vielheit im Bewußtsein. Das Unbewußte ist daran nicht beteiligt! Den Graphologen waren bisher sowohl die beiden gegensätzlichen Schreibdruckarten unbekannt, wie dann auch die Gegebenheit echter und unechter Schreibdruckarten. Die Kenntnis dieser Dinge aber gibt dem Graphologen erst die Möglichkeit, Schein und wahres Sein, Scheincharakter und wahren Charakter aus einer Schrift zu bestimmen, die Frage also beantworten zu können, ob ein Mensch wirklich so ist, wie er sich nach außenhin gibt. Die meisten Menschen, Männer und Frauen, haben und tragen eine seelische Maske. Die Natur will es so, und sie weiß auch warum. Vielen ist sie nicht bewußt. Mit der seelischen Maske kann der Mensch nur scheinen; wirklich sein und wirklich erleben kann er nur sein wahres Ich, das sozusagen im Versteckten hinter seiner Maske wirkt. Der Mensch, der sich mit seiner Maske identifiziert, sich also als das vorkommt, was ihm seine eigene Maske vormacht zu sein, ist und bleibt ein «Schauspieler». Name, Rang, Geschlecht, Konfession ändern daran nichts. Das praktische Leben liefert dafür Beweise in Hülle und Fülle.

Ihre Mitteilung von heute besitze ich
verdanken
nun Ehre
Dienstag den 7 September 10 Uhr bei mir vorbei

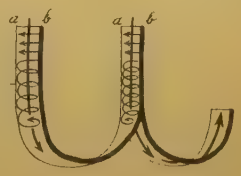
2

Wer die Abbildung 1 genau betrachtet, wird feststellen können, daß der Schrifturheber auf die linke Federspitze stärker gedrückt hat als auf die rechte. Keinem Menschen ist es möglich, den Druck auf beide Federspitzen genau gleich zu verteilen. Entweder wird mehr auf die linke Federspitze gedrückt oder mehr auf die rechte. Stärkerer Druck auf die linke Spitze drängt die Tintenpartikelchen in der Richtung von links nach rechts ab (Abbildung **3**); stärkerer Druck auf die rechte Spitze drängt die Partikelchen von rechts nach links ab (Abbildung **4**). Dieser seitliche Druck zeigt die «Wirkungsrichtung» des wahren Charakters an. Der Charakter kann entweder im aktiven oder im passiven Sinne gut (moralisch) oder schlecht (unmoralisch) sein, er kann entweder stark oder schwach sein, er bewegt sich dazu noch entweder in einer nach außen verlaufenden Wirkungsrichtung, oder in einer nach innen verlaufenden. Die nach außen verlaufende Wirkungsrichtung verursacht das «Aus-sich-heraus-gehen», die nach innen verlaufende das «In-sich-gekehrt-sein». C. G. Jung nennt die nach außen verlaufende Wirkungsrichtung: Extraversion, die nach innen verlaufende: Introversion. Wie nun aber Aus-sich-heraus-gegangen oder In-sich-gekehrt wird, das ist allein Sache des vorherrschenden Charakters! Ist schon dieser für einen Menschen von schicksalshafter Bedeutung, so ist für ihn auch dessen Wirkungsrichtung ebenso wichtig. Denn, sowohl der moralisch und der unmoralisch aktive, wie der moralisch und der unmoralisch passive Charakter können sich entweder in einer nach außen verlaufenden Wirkungsrichtung oder in einer nach innen verlaufenden «bewegen», d. h. verwirklichen. Weder für das eigene Ich noch für die Umwelt ist es gleichgültig, mit welcher Charakterart aus-sich-heraus-gegangen oder in-sich-gekehrt wird. Untersuchen wir die realen Folgen, die aus dem Zusammenwirken von Charakterart und Wirkungsrichtung für das Ich naturgesetzmäßig entstehen müssen, eröffnet sich uns eine ungeahnte psycho-logische Sicht, eine wahre Fundgrube tut sich vor uns auf, wir finden für die Ursache vieler seelischer Phänomene, willens- und triebsmäßiger, realistischer, ideeller, geistiger und auch sexualer Art, überzeugende Erklärungen.

Fortsetzung Seite 63



3



4

HANS HOLBEIN DER JÜNGERE

Freskenfragment vom Hertensteinhaus in Luzern (137×65 cm) mit einem Motiv aus der altrömischen Geschichte. Es stellt Collatinus dar, vor dessen Füßen sich seine Frau Lucretia ersticht. Siehe das zweitäußerste Feld der Fassade, oben rechts.
Im Besitz des Kunstmuseums Luzern

Holbein's Fresken in Luzern

Das Hertensteinhaus an der Kapellgasse in Luzern, welches im Jahre 1825 abgebrochen wurde. Rekonstruktion der Fassade mit den Holbeinfresken nach Prof. H. A. Schmid

Holbein, für viele der größte Maler der Deutschen, ist vor allem als *Porträtist* bekannt. Schon seine allerersten Basler Bildnisse wußten sich Weltruhm zu verschaffen. Wer würde nicht das Diptychon des Bürgermeisters Meyer und seiner Frau kennen, den Kopf des Bonifazius Amerbach, die Erasmus-Reihe, das einzigartige Familienbild? Und die Genannten bilden nur die Vorhut zu einem langen Zug imposanter Gestalten, die später in London vor Holbeins Staffelei vorbeidefiliert sind: die deutschen Kaufleute vom Stahlhof, Gesandte fremder Mächte, Erzbischöfe, Landadelige und Hofleute, Königinnen (die Frauen Heinrichs VIII.), ja der König selber. Ihre Bildnisse sind der Blickfänger aller großen Sammlungen geworden; staunend blättert man im Schlosse Windsor in den Drehständern, in denen die berühmten farbigen Porträtzeichnungen eingespannt sind.

Außer den Forschern dürfte aber nur einem kleinen Kreis bekannt sein, daß sich Holbein auch als *Wandmaler* betätigt hat und in dieser Bildgattung Werke schuf, die von den Zeitgenossen im gleichen Atemzuge mit den Fresken der großen italienischen Meister genannt wurden. Dieses Nichtwissen um Holbeins wahrscheinlich höchste Kunstentfaltung ist schicksalsmäßig für den Freskenmaler, der seine Bildwerke den Mauern von Gebäulichkeiten anvertraut, die durch einen Brand eingeäschert, durch ein Erdbeben in Trümmerhaufen verwandelt werden können, so sie nicht vorher schon den Bedürfnissen eines veränderten Verkehrs oder auch der bloßen Laune ihres Besitzers haben weichen müssen. Von den Witterungseinflüssen (Feuchtigkeit usw.) nicht zu reden, die namentlich nördlich der Alpen zum gefährlichsten Feind der Wandmalereien werden. Wo sind die Fresken hingekommen, die einst Giorgione im Tuchgewölbe der Deutschen in Venedig gemalt hat? Selbst mit dem geliebten Vasari in der Hand, wird man heute vergeblich nach ihnen suchen. Und was ist aus den Schlachtenbildern Leonardos in Florenz geworden? Es kann also nicht verwundern, daß auch Holbeins Monumentalwerke uns nicht erhalten geblieben sind. Nicht in Luzern, nicht in Basel, wo Holbein im Saale des Großen Rates Kompositionen geschaffen hat, die schon mit den Malereien Raffaels in der Camera della Segnatura verglichen worden sind; ebensowenig blieb in London etwas zurück, wo es sich übrigens bei den Wanddekorationen im Stahlhof und im königlichen Schlosse Whitehall nicht um eigentliche Fresken gehandelt haben wird. Von der Art der Holbeinschen Kompositionen geben nur noch einige Skizzen des Meisters sowie mehr oder weniger gutgelungene Kopien einen ungefähren Begriff. Das Freskenwerk selber ist bloß mit ein paar Brosamen erhalten geblieben. Davon beherbergt das Luzerner Kunstmuseum ein Stück, das insofern als das bedeutendste bezeichnet werden kann, als es die einzige *ganze* Figur darstellt, die auf uns gekommen ist. Sie stammt vom sogenannten Hertensteinhaus an der Kapellgasse in Luzern und wird in diesem Heft erstmals farbig wiedergegeben.

Den Luzernern wird nachgesagt, sie besäßen Freude an Festen und Spielen und neigten zur Prachtentfaltung. In der Tat ragen aus der Geschichte Luzerns viele Gestalten heraus, die diese Eigenschaften verkörperten, keine ausgesprochener als Jakob von *Hertenstein*, der Erbauer des genannten Hauses. Er war der glänzendste Exponent eines Geschlechtes, das schon im 12. Jahrhundert zum besten Schweizer Adel zählte und im Jahre 1853 mit dem etwas aus der Art geschlagenen Dr. Adolf von Hertenstein, Großrat und Kriminalgerichtspräsident in Luzern, erloschen ist (ein Epitaph in den Hallen der Hofkirche erinnert noch heute an ihn). Im Jahre 1460 geboren, kämpfte Jakob von Hertenstein als kaum Sechzehnjähriger unter dem Befehle seines Vaters mit den Eidgenossen bei Grandson und Murten. Ebenfalls in jungen Jahren wurde er Mitglied der verschiedensten Räte und Kommissionen seiner Vaterstadt. Gesandtschaften führten ihn in alle Teile der Eidgenossenschaft sowie an ausländische Fürstenhöfe. Von 1502 an war er Vertreter des Standes Luzern bei der Tagsatzung und 1515 wurde er vom Rate in Anerkennung seiner vielen vorzüglichen Dienste zum Schultheißen gewählt. Seine verschiedensten Aemter

verstand Hertenstein einträglich zu gestalten, namentlich die Verwaltungen von Landvogteien, die wichtige Tätigkeit als Seckelmeister. Zinsen von seinen Besitzungen, Dividenden als Großaktionär der bedeutenden Ravensburger Handelsgesellschaft, Gratifikationen aller Art flossen ihm reichlich zu, wahrscheinlich auch französische Krönen. Am erfolgreichsten aber erwies sich sein Finanzgenie bei seinen Heiraten: er verehelichte sich viermal mit vermöglichen Frauen, die er alle außerhalb Luzerns suchte und mit denen er vorteilhafte Erbverträge abschloß, die jeweils schon nach kurzer Zeit praktisch wirksam wurden.

Das Bauen ist immer eine edle Passion großer Herren gewesen, so auch des Schultheißen Hertenstein. Jahrelang beschäftigte er sich mit dem Wiederaufbau seines Ahnenschlosses Buonas. Später machte er sich an die Errichtung einer Stadtwohnung, die auf dem repräsentativsten Platze Luzerns, auf dem Kapellplatz, erstehen sollte. Er kaufte 1511 ein altes Haus zu unterst an der Kapellgasse, ließ es niederreißen und durch ein neues ersetzen, das seinen weltmännischen Gewohnheiten entsprach und seinen Wohlstand und Kunstsinn auch äußerlich zu dokumentieren bestimmt war. Wie konnte dies besser geschehen als durch Anbringung von Wandmalereien, deren dekorative Wirkung Hertenstein schon auf seinen Reisen in Süddeutschland sich gemerkt haben mochte? Und wie er einst seine Gattinnen von auswärts geholt hatte, so bestimmte er auch jetzt keinen einheimischen Künstler zur Ausführung seiner Pläne, sondern er berief ihn aus Basel.

In Basel war, vermutlich im Jahre 1515, Hans *Holbein* der Jüngere mit seinem Bruder Ambrosius eingetroffen, von Augsburg kommend, wo die alte Familienwerkstatt sich aufgelöst hatte. Erst 18jährig, nahm er doch rasch Kontakt mit den geistigen Repräsentanten und politischen Machthabern der Stadt. Schon im ersten Jahr seines Basler Aufenthaltes entstand das Doppelbildnis des Bürgermeisters Jakob Meyer zum Hasen und seiner Ehefrau Dorothea, womit Holbein an weithin sichtbarer Stelle seinen Ruf als Bildnismaler begründete. Mehr hätte es nicht bedurft, um ihn dem Schultheißenkollegen in Luzern zu empfehlen. Indessen fehlte es auch nicht an Mittlern zwischen Basel und Luzern. Der Luzerner Myconius wirkte dort zu St. Theodor und St. Peter als einfacher Schulmeister, mit seinen Schülern unerbittlich Grammatik treibend und die alten Texte memorierend. Ueberdies hielten sich gerade in jener Zeit auch die Luzerner Humanisten Xilotectus und Collinus in der Stadt am Rhein auf, von den zahlreichen Studenten nicht zu sprechen, die Luzern von jeher der Basler Universität zu stellen pflegte.

Wie dem auch sein möge: Hans Holbein erscheint 1517 in Luzern und versieht das Haus des Schultheißen Hertenstein außen und innen mit ungezählten Quadratmetern von Fresken (es sind schon 200 Quadratmeter ausgerechnet worden). Natürlich brauchte ein so gewaltiges Unternehmen Zeit, und man nimmt an, daß Holbein bis 1519 in Luzern geblieben ist, zwischenhinein eine Reise nach Italien unternehmend. All dies ist nicht nur mit Mutmaßungen belegt, sondern es kann als erwiesen betrachtet werden. Holbeins Anwesenheit in Luzern ist urkundlich gesichert für den Herbst und Winter 1517 und für das Frühjahr 1519; eine dieser Verurkundungen findet sich sogar in den Strafprotokollen, die zu berichten wissen, daß Holbein wegen Stecherei im Raufhandel empfindlich gebüßt worden ist. Was aber seine Urheberschaft an den Fresken anbetrifft, so ist diese bezeugt vor allem durch eine im Basler Museum aufbewahrte Skizze zu einer der am Hause angebrachten Darstellungen. Merkwürdigerweise sind diese Feststellungen erst in jüngerer Zeit gemacht worden, wie denn auch in den Jahrzehnten und Jahrhunderten nach Entstehung des Freskenwerkes seine Bedeutung und Herkunft nicht ins allgemeine Bewußtsein übergegangen zu sein scheint. Keiner der bekannteren Kunstschriftsteller des 16., 17. und 18. Jahrhunderts nennt die Fresken und auch die Reisebeschreibungen, die gerade in bezug auf Luzern zahlreich sind, schweigen sich aus. Der ersten Erwähnung des Holbeinschen Kunstdenkmals begegnet man in einer 1811 in Luzern erschienenen Schrift über die Stadt und ihre Umgebung, worin aber vergnüglicherweise das Hertensteinhaus mit seinen Malereien als Beispiel der «verderblichen Neuerungen» genannt wird, die nach den italienischen und burgundischen Kriegen die guten alten Sitten verdrängten . . .

Fortsetzung auf Seite 60

Kopie der Freske mit Lucretiaszene, zu der das auf Seite 34 farbig reproduzierte Fragment des Collatinus gehört.

Das andere Leben.

NOVELLE VON OSKAR WÄLTERLIN

Die Fahrt ist Bend so gegenwärtig wie nichts vorher. Es war ja das letzte Zusammensein mit Eugenie, bevor Pfarrer Stolz nach Schlarigna kam. Er lehnt in seinem Schreibtischstuhl, als säße er wieder im Schlitten. Es ist ihm, als wärmte ihn die Wintersonne, die nirgends so scheint wie bei ihnen zu Hause. Er sieht die geliebte Landschaft. Er hört das Klingeln der Schlittenschellen.

Bend ist der Wirklichkeit entflohen. Auf seinem Gesicht ist ein Leuchten aus einem andern Leben. Er schließt die Augen, damit die Einbildungskraft noch ungestörter ihren Lauf nehmen kann.

Und tatsächlich, alles wird viel deutlicher. Er möchte wieder nach Eugeniens Hand greifen, wie er es getan hatte, bevor sie von Champfer aufbrachen. Hier könnte er es, ohne daß sie sie ihm entzieht, ohne daß sie sagt: Das paßt doch nicht zu uns. Er hebt die Hand —. Was ist mit Hektor? Was schüttelt der Fuchs seinen Kopf, daß einem das Schellengeläute durch Mark und Bein geht?

Darf es auch hier nicht sein, daß seine Hand auf der ihren ruht? Nicht einmal in seiner einsamen Behausung? Nicht einmal in seiner Einbildung?

Wieder das Schellengeläute! Bends Hand fährt an die Augen. Da er sie geöffnet hat, sind sie von der Lampe geblendet.

Hat es nicht wirklich geschellt? Natürlich! Das ist ja die Wohnungsglocke!

Er hat es nicht erwarten können, bis Manuel da ist, und jetzt, da dieser klingelt, ist Bend entrückt.

Er entschuldigt sich bei dem späten Besuch, daß er ihn hat warten lassen, während er ihn mit großer Herzlichkeit durch die Wohnungstür hereinholt.

Manuel ist zum erstenmal im Allerheiligsten, wie Saluz' Wohnung genannt wird, weil niemand sie betritt außer ihrem Eigentümer. Bend hat sonst zur gemeinsamen Lektüre Manuel aufgesucht.

Etwas verlegen zuckt Bend mit der Hand in die Höhe. Als bäte er um Nachsicht, deutet er auf das, was ihn umgibt.

«Es ist ein Schlupf für meine Arbeit, für meine Gedanken und für meinen Leib. Für etwas anderes kann ich es nicht präsentieren.»

Manuel sieht sich um. Der Korridor, wo ein paar Kleiderhaken wahllos angebracht sind, vollbehängt mit Mänteln, Jacken und ein paar Kopfbedeckungen, läßt darauf schließen, daß nicht viel Wert auf Wohnlichkeit gelegt wird. Bend schiebt Manuel ins Arbeitszimmer. Ringsum stehen hohe Regale, ungleich, wie auf Versteigerungen zusammengekauft. Sie sind vollgestopft mit meist broschierten Büchern, die kreuz und quer drin liegen und stehen, einzeln und auf großen Haufen. Auch obendrauf machen sich noch Stöße von Gedrucktem und von leerem und beschriebenem Papier breit. Alles ist leicht angeraucht. Wo an der Wand ein Platz frei bleibt, ist etwas hingepappt. Im Halbdunkel — die Schreibtischlampe ist das einzige Licht — kann Manuel nicht sehen, ob es Bilder sind. Es scheinen ihm eher Photographien zu sein.

Beherrschend steht im Zimmer der Schreibtisch. Er ist ebenso hoffnungslos überfüllt wie die Regale. Nur der Platz, der für die Arbeit bestimmt ist, scheint von allen Seiten respektiert. Er ist inmitten all der beängstigenden Gebirge ein ruhiges Talbecken, das der Kultivierung und der Fruchtbarkeit vorbehalten ist.

Bend hat zwar den Besuch sehnsüchtig und voller Ungeduld erwartet, aber es war ihm nicht in den Sinn gekommen, sich darauf vorzubereiten.

Eilig nimmt er einen Stoß Manuskripte von einem Sessel, um Manuel wenigstens einen Sitz anzubieten.

Aber es ist gut, daß er zu tun hat. Er wüßte sonst wahrhaftig nicht, was er nun reden soll. Irgendwie muß er doch sagen, warum er Manuel so dringend braucht. Auch dafür hat er sich nicht vorgesehen. Er hat es dem Augenblick überlassen, wie man das eben bei guten Freunden tut.

Manuel aber wartet auf eine Erklärung. Allerdings kennt er Bend zur Genüge. Er wird nicht erstaunt sein, wenn es dauert, bis Bend ins Feld rückt.

«Ich habe eine Anzeige von Pfarrer Stolz erhalten, daß er nach San Murezzan geht. Das macht einen Strich durch unsere Ferienpläne.» plaudert Manuel daher, damit das Schweigen nicht lästig wird.

Bend will gerade den Stoß auf einen andern Stoß türmen. Jetzt rutscht er ihm beinahe herunter. Er schaut sich nach Manuel um. Weiß der, warum er ihn gerufen hat? Hat er sich darum so beeilt? Manuel steht zwar im Licht, aber Bends Brille liegt auf dem Schreibtisch, und so sieht Bend Manuels Gesicht nur verschwommen.

«Frau Eugenie paßt nicht dahin», fährt Manuel fort.

Bend hat die Brille aufgesetzt. Nach seinem Gesichtsausdruck zu schließen, ahnt Manuel nicht, daß er von selbst das Gespräch begonnen hat, dessen Anfang Bend nicht finden zu können fürchtete.

«Pfarrer Stolz sollte allein hingehen und Frau Eugenie in Schlarigna lassen.»

Jetzt kann Bend nicht an sich halten. Er muß Manuel an beiden Schultern fassen. Im Augenblick, da er es tut, geht es ihm durch den Sinn, daß Manuel wohl nicht viel mit seiner Geste anfangen könne, da ihm ja die Zusammenhänge fremd sein müssen. Er löst seine impulsive Bewegung in eine gesellschaftliche auf, indem er den Freund auf den freigewordenen Stuhl drückt.

«Jetzt machen Sie sich's erst einmal bequem.»

Manuel ist von dem Abendessen her noch in angeregter Stimmung und wartet darum nicht, bis der Andere sein Anliegen aus sich herausholt. Im übrigen ereifert er sich auch wirklich darüber, daß Frau Pfarrer Stolz wahrscheinlich ungefragt den ehrgeizigen Plänen ihres Mannes geopfert werden soll.

Bend versucht umsonst, Manuel in seiner Rede aufzuhalten, da es ihm jetzt nicht schwerfällt, anzuknüpfen und die Sprache auf das zu bringen, was ihn bewegt. In seinen Einwänden versucht er anzudeuten, daß die Vorzüge von Stolz manches Opfer wert erscheinen lassen. Schon die Stellung des Pfarrers habe in einer Berggemeinde eine unschätzbare Bedeutung. Wenn dieser dann aber erst noch von einer so

bestechenden Erscheinung sei, wenn er nicht nur aus einer der vornehmsten Städte des Landes komme, sondern selbst die Allüren eines Herrn habe! Manuel merkt nicht, daß Bend alle diese schönen Dinge ohne jede eigene Ueberzeugung vorbringt, daß er sie nur erwähnt, um widerlegt zu werden. Der aufwallende Zorn über den Schritt von Stolz läßt ihn überhaupt nicht richtig hinhören. Er glaubt, Bend fühle sich verpflichtet, den Gastfreund zu verteidigen, bei dem er jedes Jahr wohnen kann. Er hat keine Ahnung, daß Stolz rechtzeitig dafür besorgt war, daß Bend seinen Pensionspreis zahlte wie Manuel.

Bend muß sich zu einer unvoreingenommenen Gerechtigkeit zwingen und einige pfarrherrliche Verdienste hervorholen, an die er selber glaubt, um Manuel aufzuhalten.

«So ein Pfarrer ist da oben wie der liebe Gott. Er ist Herr über das ganze Dorf. Wer etwas zu klagen hat, geht zu ihm. So etwas verpflichtet die Leute. Und predigen konnte er! Er hat den Leuten, die er meinte, von der Kanzel ins Auge gesehen. Und wenn er auch in Bildern sprach, man war nie im Zweifel, wem es galt, wenn man zu ihm hinaufschaute. Der kommt sicher noch nach San Murezzan, hieß es schon damals. Respekt hatten sie alle vor ihm, von Anfang an, obwohl er so jung war. Nicht älter als Sie jetzt.»

Manuel muß an das Angebot denken, das man ihm diesen Abend gemacht hat. Wurde nicht auch ihm das Tor aufgeschlossen, durch das man zum Erfolg eingeht? Ist es nicht gerade der Erfolg gewesen, der dem jungen Pfarrer gefährlich geworden ist?

Hat er, Manuel, nicht auch gleich zu rechnen begonnen, als sich das Tor nur spaltenweit öffnete? Und ist ihm nicht gleich, als er hineinblinzelte, Annemarie in das Blickfeld seiner Berechnungen geraten?

Er verscheucht Gespenster, die ihn selber bedrohen, wenn er weiter gegen Stolz wettert.

«Ich habe ja seine Predigten auch gehört, als ich mit Ihnen oben war. Man spürt doch, wie er überall, wo er sein Gemüt leuchten läßt, den Erfolg berechnet. Daß die guten Leute nicht wenigstens mit der Zeit draufkommen, daß das alles Köder ist!»

«Die Fische beißen an, auch wenn der Köder an einer scharfen Angel hängt», entfährt es Bend. «Ich meine — das hat natürlich nichts mit Robert zu tun.»

«Nein, mit den Fischen ist es dann vorbei, sie müssen nicht ein Leben lang neben dem ausharren, der sie gefangen hat.»

Manuel ist förmlich dahin gefallen, wo Bend ihn gemächlich, sich auf vielen Umwegen ergehend und hie und da zum Atemholen stehenbleibend, hingeleiten wollte. Es schwindelt Bend ein wenig, da er nun mit seinem Freund so unerwartet plötzlich in den Abgrund seiner tiefsten Gedanken und Gefühle blicken muß.

Er weicht noch einmal zurück.

«Was wollen wir trinken? Ich habe einen guten Veltliner im Keller. Oder nein, der Maienfelder schmeckt Ihnen besser.»

Manuel geht ein prickelndes Gefühl über die Zunge, wenn er an den Maienfelder denkt. Aber er hat heute schon genug getrunken. Er hat noch für die Zeitung zu schreiben und soll dazu morgen um sieben Uhr auf dem Tennisplatz stehen.

«Wenn es Ihnen keine Mühe macht, so wäre ich für einen Tee.»

«Gar keine Mühe macht es mir. Im Gegenteil», lügt Bend. Denn er versteht sich nicht gut auf alle die Dinge, die mit Haushalt zusammenhängen. Er nimmt fast alle Mahlzeiten außerhalb des Hauses ein. Aber er atmet erlöst auf. In der Küche wird er Zeit haben, sich zum letzten Anlauf zu sammeln, bis er das Wasser aufgesetzt und das Teegeschirr bereitgemacht hat.

«Abgesehen davon habe ich auch um sieben Uhr Schule, da ist es besser, wenn auch ich solide bin.»

«Na, Maienfelder und Veltliner tun Ihnen sonst nichts. Das sind zu gewohnte Heimatgewässer.»

Bend lacht und geht in die Küche.

Manuel muß an die Abende denken, die er mit Bend und dem Pfarrer in Schlarigna verbracht hatte. Der Pfarrer hatte sich nie so ganz an den Veltliner gewöhnt und wurde meist schläfrig nach dem zweiten Glas. Er hörte fast lauernd zu, wenn Bend dann für alle die hunderttausend Fragen der Welt in beschwingten Worten eine Lösung wußte, die nur nicht durchzuführen schien, weil sie zu selbstverständlich war, und weil die Menschen in ihrem Drang, eine Leere mit Geschäftigkeit auszufüllen, leider meist Winkelgassen und weitherumführende Seitenstraßen dem kürzesten Weg vorziehen. Hie und da unterbrach Stolz den Redefluß mit einem geräuschvollen Gähnen, als wollte er Bend damit zeigen, wie sehr er gelangweilt sei von seinen unzünftigen Betrachtungen und wie hoch er selber über all dem stehe.

Manuel unterhielt sich oft mit dem Pfarrer. Stolz schloß sich ihm mit Vorliebe an und nahm ihn auch mit auf wichtige Gänge. Aber Manuel konnte nie recht warm werden für seine Persönlichkeit. Ihn interessierte mehr der Wirkungskreis und die Gemeinde Roberts.

Manuel hatte Schlarigna nicht gekannt, als er durch Bends Empfehlung zum erstenmal dahin kam.

Er erinnert sich genau an seine Einfahrt in Bever damals, nach dem Tunnel und dem langen waldigen Tal. Es war an einem Sonntagnachmittag.

Die weißen Riesen, die den Morteratschgletscher und das Rosetschtal umgrenzen, machten ihm einen gewaltigen Eindruck. Aber die große Bergwelt schien ihm nicht gerade die Beruhigung zu bringen, die er sich nach dem Abschluß seiner intensiven Studien wünschte, und die ihm Dr. Saluz vorausgesagt hatte.

Wie sehr war er erstaunt, als er in Schlarigna ausstieg. Die Schneeberge, die fast erdrückend auf ihn gewirkt hatten, waren versteckt hinter weniger auffallenden, die zwar noch großartig, aber in ihrer breiten Rundung mehr behäbig als aufregend am Rande des Tales ruhten. Und das Tal selbst lag als liebliche grüne Wiesenfläche vor ihm, durch die der Inn in ruhigen Kurven sich ergeht, bis das temperamentvollere Wasser, das von der Bernina herabkommt, dem Fluß kurz vor Samedan einen neuen Schwung verleiht. Mitten hineingebettet lag das Dorf in seinen hellen Engadiner Häusern, jedes in seiner festen Steinhülle. Ringsum begrenzen es ansteigende Hänge, die sich nach und nach mit Lärchen und Fichten füllen. Erst über diesem anmutigen Kranz von verschiedenem Grün schieben sich Felsrücken und Grate durcheinander, zu denen man hinaufsteigen kann, wenn man Lust hat, um die man sich aber nicht zu kümmern braucht, wenn die Sonne beim Untergang nicht ihr besonderes Spiel mit ihnen treibt.

Manuel hatte fast vergessen, daß Stolz ihn abholen wollte, als dieser auf ihn zugeschritten kam.

Pfarrer Robert Stolz — Dr. Saluz hatte ihn Manuel beschrieben — war in seiner Schlankheit und gediegenen Haltung, seinem schmalen bartlosen Gesicht und dem ziemlich kurzgeschorenen Haar unverkennbar. Er begrüßte Manuel herzlich in dem Dialekt ihrer gemeinsamen Jugendstadt. Er nannte ihm gleich einen Teil der umliegenden Berge seiner neuen Heimat, wie er mit einem halb entschuldigenden Lächeln die Gegend zu nennen beliebte.

Bend hatte offenbar einen besonders günstigen Bericht über Manuel vorausgeschickt. Der Pfarrer sah ihn oft prüfend von der Seite an. Er wog seine Rede ab und streckte seine Fühler nach verschiedenen Seiten aus, um eine Brücke zu finden, auf der er in möglichst günstiger Beleuchtung zu Manuel gelangen könne. Die Sicherheit des gewohnten Erfolges, mit welcher er, wenn er unbefangen war, einem Partner gegenübertrat, blieb aus. Wahrscheinlich machte ihn gerade das Tastende im ersten Augenblick Manuel sympathischer, als er ihm dann später in seiner abgeschlossen und selbstsicher erscheinenden Männlichkeit erschien.

Je näher sie dem Pfarrhaus kamen, desto öfter verlangsamte der Pfarrer seinen Gang. Er wollte Zeit gewinnen, um herauszubekommen, wes Geistes Kind Manuel sei, bevor sie zu Hause anlangten. Jetzt stand er Manuel noch als einziger gegenüber. Zu Hause mischten sich neue Kräfte ins Gefecht. Da war Robert nicht mehr allein Herr.

Das hätte sich Robert zwar nie eingestanden. Aber in einem stillen Winkel seines Innersten, wohin alles angelernte Wissen und all die glatte Uebung nicht zu dringen vermochten, mußte er es dennoch spüren.

Vor dem Haus saß auf der grünen Bank eine Frau. Sollte das die Pfarrerin sein? Sie erhob sich beim Herannahen der Männer und machte die Honneurs, als wäre sie die Frau des Hauses. Sie grüßte besonders formvollendet. Aber unter der Freundlichkeit, um

die ihr Gesicht sich bemühte, hatten sich Ehrgeiz und Unzufriedenheit gegen den Rest von weiblicher Anmut verschworen, der zu einem Anlaß wie dem heutigen nur noch mit sichtbarer Mühe aufgeboten werden konnte.

«Das ist Martha, meine Schwester», konnte der Pfarrer gerade noch beiläufig vorstellen, als sie auch schon losbrach, sie habe viel von ihm gehört und sie gratuliere ihm zu dem prachtvollen Examen. Sie habe es in der Zeitung gelesen. Und nachdem sie sich noch eine Weile mit ebenso aufgeregten als nichtssagenden Sprüchen aufgeplustert hatte, schloß sie mit verbindlichem Lächeln, indem sie ihren runden Kopf schräg hielt und mit einer fast zu vielsagenden Grazie nickte, sie bedaure jetzt besonders, daß sie schon in diesen Tagen abreisen müsse.

Manuel atmete auf, als er hörte, daß es so bald von dieser Verehrerin Abschied zu nehmen galt, und zwar so herzhaft, daß er fürchtete, man hätte es bemerken können. Aber die andern waren zu sehr damit beschäftigt, sich ins beste Licht zu rücken.

«Wollen Sie nicht Platz nehmen?»

Es klang immer süßlicher, und er war froh, daß er sich zurückziehen konnte, weil er sich doch der Frau Pfarrer präsentieren müsse.

«Kommen Sie durch das Haus. Sie ist im Garten.» Pfarrer Stolz ließ ihn vorangehen.

Das Haus ist wie die andern Engadiner Häuser von jener Wohnlichkeit, wie sie nur aus innerstem Bedürfnis entstehen kann, wo man eben den größten Teil des Jahres auf die warmen Stuben angewiesen ist. Es steht mitten im Dorf, aber der Garten dahinter öffnet sich gegen das freie Wiesland, über das man zum Inn hinuntersieht. Er war ein kleines Paradies, der Garten, gepflegt, aber wie wild fanden sich die Blumen zu einem berauschenden Farbenzusammenklang. Kleine Bergveilchen rahmten die Rabatten, dahinter verteilten sich die höhergewachsenen, roter und gelber Mohn, Pfingstrosen, verschnörkelter Türkenbund, die brennende Feuerlilie und die bescheidenere Akelei. In einem Alpinum stand gebückt eine Frau.

«Eugenie, der Besuch ist da.»

Sie erhob sich, schaute, wischte sich die Hände an der Schürze.

«Seien Sie besonders willkommen, da Dr. Saluz Sie schickt.» Nachdem ihre Augen ihn aus der Entfernung einige Sekunden ganz in sich aufgenommen hatten, hob sie ihre Füße behutsam über die Felssteine, damit sie nicht auf eines der Pflänzchen trete, und blieb erst nahe vor Manuel stehen. Sie behielt seine Hand in der ihren, als sie ihm mit der heitersten Miene erklärte, daß sie ihn nicht an der Haustüre erwartet habe, weil eben allerhand Schützlinge auf ihre Obhut angewiesen seien. Und die Pflanzen geben auch Sonntags keine Ruhe. Hier oben könne es jederzeit einen Rückfall geben in die Kälte. Und wenn dann gar der Schnee auf die Blumen drücke, sei es gut, wenn wenigstens ein Teil stark genug sei, die Belastungsprobe zu überdauern.

Und als Manuel den Garten loben wollte, da schüttelte sie fast unwillig den Kopf. Sie traute Manuels Worten nicht; sie hielt sie für eine Höflichkeit und fand es schade, wenn der junge, frische Mensch, der ihr gefiel, sich ihr gegenüber Zwang auferlegte.

«Sie dürfen nicht lauter rühmen, als Sie es verantworten können. Das ist bei uns nicht der Brauch.»

Es klang lustig, aber etwas rauh, und duldete keinen Widerspruch.

Der Pfarrer sah unsicher auf Manuel, was das für eine Wirkung auf ihn habe. Da Manuel lachte, lachte er mit.

«Seien Sie nochmals willkommen.»

Sie drückte ihm fest die Hand und sah ihn froh an mit ihren graublauen Augen. Er hätte ihnen fast ausweichen mögen, so durchdringend hefteten sie sich auf die seinigen. Aber was hätte er für Grund gehabt zum Ausweichen? Und so hielt er stand.

Der Pfarrer hielt ein Fernglas vor die Augen und sah nach einer der Alpen. Nur das Summen von ein paar Bienen und das Rauschen des Inn waren zu hören. Sonst war es still.

Manuel überkam die Gewißheit, hier finde er die Ruhe, die er suchte. Er hatte das Bedürfnis, es zu sagen. Er wollte damit den Pfarrersleuten ein ehrliches Kompliment machen, denn er meinte nicht die äußerliche Lautlosigkeit, wenn er von Ruhe sprach. Frau Eugenie verstand wohl, wie er es meinte, aber sie lenkte ab, indem sie auf den Pfarrer deutete. Er sehe nach ihren Gästen. Die seien auf eine Tour gegangen. Manuel werde ja etwas erleben, wenn die zurück seien. Aber er müsse das nächste Mal gleich mitgehen. Sie sei sonst auch immer dabei. Als Manuel äußerte, er hoffe, sie sei nicht wegen seiner Ankunft zu Hause geblieben, fiel sie ihm ins Wort.

«Am Sonntag darf die Pfarrerin in der Kirche nicht fehlen.»

Ihre Stimme, die eben noch so warm in sein Ohr geklungen hatte, war jetzt kühl wie Stahl, als sie den Pfarrer mit einem Blick streifte. Es wetterleuchtete um ihre Mundwinkel. Manuel hatte es damals nicht verstanden, aber es war ihm vorgekommen wie Spott oder Verachtung.

«Und dann wie gesagt — der Garten braucht Hilfe bei dem trockenen Wetter. Und da oben an den Fenstern —»

Sie war wieder heller und freier, und die Stimme war jetzt ohne jede Schärfe.

Manuels Blick folgte dem ihren. Das quoll von den Gesimsen. Eine Fensterreihe barg einen Urwald von Petunien, in allen möglichen Farben, eine andere war voll von Begonien, einfachen und gefüllten. Gingen die Petunien vom Violett aus, so schwelgten die Begonien zwischen Rot und Gelb.

Nur ein einzelnes Fenster begnügte sich mit Fuchsia.

«Das ist das Zimmer von Dr. Saluz. Fuchsia war die Lieblingsblume seiner Mutter.»

Der Pfarrer ging nach dem äußeren Teil des Gartens.

«Wir haben nicht nur Blumen. Meine Frau stammt aus einer Bauernfamilie und versteht sich ausgezeichnet darauf, wie man dieser Gegend auch etwas Nützliches abgewinnt.»

«Da brauchen Sie nicht hinzuschauen. Das bekommen Sie dann zu versuchen. Salat ist unsere Spezialität. Aber auch kleine Rettiche haben wir eben, die Sie um diese Jahreszeit im Unterland nicht finden.»

Manuel wollte dennoch in den Gemüsegarten eintreten.

«Kosten Sie wenigstens die Johannisbeeren. Es wird Sie erfrischen.»

Sie pflückte eine Handvoll und gab sie ihm. Dann kam ihr plötzlich in den Sinn, daß sie ihm ja sein Zimmer zeigen müsse. Die Reise mache müde, und er müsse sich ausruhen, mahnte sie.

Sie ging ihm voran ins Haus. Robert rührte sich nicht. Er schaute ihr wie abwesend nach. Manuel erinnert sich noch genau, daß er sich gefragt hatte, was der Pfarrer wohl dachte, als jetzt Frau Eugenie den neuen Gast mit sich nahm, der sich dank ihrer währschaften Art im Hause gleich heimisch fühlte.

Klappern von Geschirr weckt Manuel aus seinen Erinnerungen. Bend bringt seinen halben Hausrat auf einem Brett, das eigentlich zu andern Dingen bestimmt ist. Seine Mutter hat es einst zum Bügeln benützt. Warum soll es Bend nicht zum Auftragen von Geschirr verwenden, wenn der eigentliche Zweck für ihn nicht in Frage kommt?

Manuel hilft Bend das Durcheinander auf dem Bügelbrett zu entwirren. Die Oase auf dem Schreibtisch nimmt die Tassen auf. Andere Gegenstände werden hingesetzt, wo Platz ist. Ein Topf für heißes Wasser ist zu früh hereingekommen und muß wieder in die Küche zurück.

«Rauchen Sie?»

Manuel dankt.

«Sollte ich ja eigentlich wissen. Aber ich kann es mir eben gar nicht vorstellen, daß jemand nicht raucht.» Und in fast drolligen Modulationen ergeht er sich im alten Lied von der Notwendigkeit der Pfeife, ohne die er nicht existieren könnte.

Er bietet Manuel Konfekt an aus einer Büchse, das er noch aus der alten Wohnung mitgenommen hat. Seine Schüler haben es ihm einmal geschenkt. Und da er selbst nie davon ißt, ist es noch unberührt.

Manuel greift in die Büchse, damit etwas geschehe.

Eine Weile nagt er an dem ältlichen Zeug. Dann steht er auf und tritt hinter Bend, um zu sehen, was dieser immerfort zu notieren hat. Bend, der seinen Schülern das Zeichnen in Bücher als besonders verwerflich hinstellt, kritzelt in der Odyssee herum.

Bergblumen zeichnet er und Kühe.

Manuel hat ihn nie so unruhig gesehen.

Bend legt beschämt den Bleistift weg und schaut zu Manuel auf.

«Sie wissen nicht, was Sie mir damit tun, daß Sie gekommen sind. Seit Sie mir zugesagt haben, geht es mir besser.»

«Aber was ist denn passiert?»

«Ja, ja, da sitzen Sie nun schon bald eine halbe Stunde und verlieren Ihre kostbare Zeit. Und ich alter Holzbock hocke hier herum und schweige. Und dabei haben Sie es mir noch so leicht gemacht. Aber jedesmal, wenn ich den Mund auftue, kommt kein Wort heraus.»

«Was habe ich Ihnen nicht alles zu verdanken! Wenn ich Ihnen nun einmal einen kleinen Dienst erweisen kann, so wissen Sie hoffentlich, wie froh ich darüber bin.»

«Es ist ja lächerlich! Erst geb ich Ihnen keine Ruhe, bis Sie kommen. Und jetzt wo Sie da sind, bin ich nicht imstande —. Es ist einfach lächerlich!»

«Nichts ist lächerlich. Sie haben mich gerufen. Ich bin gekommen. Vielleicht brauchte es gar nicht mehr.»

Ein dankbarer, erlöster Blick streift Manuel. Bend spürt immer deutlicher, wie gut es ihm tut, daß er sich diesen jungen Menschen näher gebracht hat, mit dem ihn etwas wie Verwandtschaft verbindet. Er nimmt die Briefbündel, die er ausgekramt hat und legt sie in die Schublade zurück.

«Sie haben darin gelesen?»

Manuel deutet mit einer Kopfbewegung auf die Pakete.

«Während ich auf Sie wartete. Der Grund, warum ich Sie rief, ist ein neuer Brief, den ich erhalten habe.»

Manuel wird aufmerksamer.

«Hier die Schrift kennen Sie doch.»

Manuel nimmt den Brief, den Bend ihm herüberreicht. Ja, er kennt die Schrift. Aber er hat sie lange nicht gesehn. Vor einem Jahr war sie wohl zum letzten Male auf seinen Tisch geflogen. Eugenie hatte ihn angefragt, ob er im Sommer wieder ins Pfarrhaus komme. Er hatte damals gar nicht geantwortet. Er war so überhäuft mit Arbeit gewesen. Und als er endlich schreiben wollte, hatte es keinen Sinn mehr. Es war schon nach den Ferien. Bend hatte er es nicht erzählt, als dieser sich anbot, für den kommenden Sommer auch in seinem Namen anzufragen.

Er drehte den Brief in der Hand herum.

«Sie nehmen wohl keine Pensionäre mehr in San Murezzan?»

«Uns — mir schreibt sie ab.»

«Ich werde wohl mehr zahlen müssen. Der Pfarrer ist ordentlich happig.»

«Sie schreibt von sich aus. Sie will nicht mehr. Das ist es ja.»

Das Schwerste ist nun wohl heraus. Bend geht im Zimmer auf und ab, immer gleich viel Schritte nach jeder Seite und immer genau im selben Takt.

Scheu, fast ängstlich, legt Manuel den Brief weg.

Unbestimmte Gefühle, Ahnungen und Gedanken, die da und dort sich in ihm geregt haben, ohne sich zu einem klaren Bild zusammenzufügen, finden nun auf einmal ihren Platz. Das Pfarrhaus wird durchsichtig, als wäre es aus Glas, und die Verwicklungen, die hinter den weißen Mauern versteckt lagen, breiten sich offen vor ihm aus.

Jahr für Jahr ist Bend ins Pfarrhaus gezogen. Je näher die Sommerferien kamen, desto offener und gelöster wurde er jeweils.

Seit Manuel auch oben gewesen war, seit er bei der Pfarrerin Gefallen gefunden hatte, hat Bend ihn mehr und mehr zu sich gezogen. Als einzigen, denn Bend war ja sonst immer allein.

Das Geheimnis dieses mönchischen Lebens, das durch nichts auffiel, wird mit einem Male gelüftet. Der große schwere Mann, der dem Ansehn nach nur in seiner Arbeit lebt, dessen Welt sich in der Homers aufgelöst zu haben scheint, ist verraten. Er, von dem man glaubte, er stehe neben dem Leben und habe darum die Ruhe, andere Leben zu betrachten, hatte sein eigenes Schicksal.

Manuel hatte gedacht, Homer habe Bend angeregt, wenn er Penelope vor seinen Schülern schildern konnte, daß sie alle für sie schwärmten. Aber Bend hat Penelope gekannt, er liebt Penelope. Penelope und Eugenie, sie sind ineinander übergegangen.

Ja, natürlich, das ist Zug um Zug Eugenie Stolz, für die er sich begeistert, wenn er von Penelope spricht. Und er selber lebt in Odysseus, wenn dieser die Freier zu Fall bringt. Und in jedem Freier bringt er — einmal hätte ihm nicht genügt! — seinen vermeintlichen Freund um, den Pfarrer Robert Stolz, der ihm Eugenie geraubt hat.

Bend atmet hörbar. Es ist wie ein Stöhnen.

Manuel muß ihn jetzt zum Reden bringen. Nur dadurch findet der Gequälte Erleichterung.

Bend will sich zusammennehmen, da er sieht, daß Manuel sich nicht recht zu helfen weiß. Ja, er will reden.

Aber noch einmal weicht er aus. Er muß noch nach dem Teewasser sehn. Er gibt Manuel unterdessen den Brief.

Manuel liest. Es ist derselbe fast trockene Ton, den Eugeniens Briefe an ihn hatten. Er ist kühl, aber nicht herzlos. Sie schreibt, daß die Uebersiedlung auch in ihrem Leben eine Grenze sein soll. Im Haus in San Murezzan sei kein Platz mehr für Erinnerungen. Da könne sie ihn mit Manuel nicht mehr als Gäste nehmen. Der Ort sei ein schwieriger Posten für einen Pfarrer und noch schwieriger für eine Pfarrerin, wenn sie Sinn habe für die Gemeinde. Die jungen Leute seien heikel. Sie werden von den Fremden verwöhnt und sehen bei diesen manches, das ihnen begehrenswert erscheine. Ihnen zu zeigen, daß es das nicht sei, und ihnen dafür etwas zu bieten, was ihnen dann wirklich und dauernd Freude mache, dazu bedürfe es einer besonderen Kraft. Die bringe sie nur auf, wenn sie sich frei mache von allem, was auch von ihr nicht ganz gemeistert werde. Er solle sie verstehen, und wenn sie sich auch nie wieder sähen, so hätten sie sich ihr Leben lang soviel gegeben, daß eines das andere in sich trage.

Eigentlich ist es ein Liebesbrief, den sie da an Bend geschrieben hat, wenn er auch eine Absage sein will.

Manuel sieht sich hineingezogen in den Ablauf des Schicksals zweier Menschen. Was soll er bei Bend? Das Bewußtsein einer Verantwortung legt sich schwer auf ihn. In mancher Art von Gestaltung sind ihm im Beruf Schicksale durch die Hände gegangen. Sie waren niedergelegt in einen Roman, eine Novelle oder ein Gedicht. Er hatte zu entscheiden, ob die Form, in der sie niedergelegt waren, die Gültigkeit erreicht habe, durch die ihnen ein Platz zusteht in der lesenden Welt. Das Schicksal selbst war jeweils in die Ferne gerückt, es war überstanden und abgeschlossen. Es gab nichts mehr dazu zu sagen.

Er selbst hatte seiner Arbeit mit Leidenschaft gelebt. Sein eigenes Sein konnte sich bis jetzt seinen Bestrebungen unterordnen. Er hatte einen Kreis von Freunden und zählte zu diesen auch einige Frauen. Aber merkwürdigerweise war sein Schifflein nie in einen Sturm geraten, bei dem er nicht wußte, ob er es wieder heil ans Land bringen könne.

Jetzt wurde er zu Hilfe gerufen von einem, der sein Steuer nicht mehr fest in der Hand hielt. Wie sollte er ihm raten? Er kannte ja die Tücken eines Unwetters nicht.

War es eine sinnvolle Fügung, daß er in der Nacht nach dem Abend, an dem wohlmeinende Berufsleute sein Fahrzeug fest verankern wollten, einen Blick tun sollte auf das tobende Meer, und daß er erkennen mußte, daß ein Mann sich vor Gefahren nicht fürchten darf, wenn er die Brandung meistern lernen will.

Was ihm heute angeboten worden ist, erscheint ihm jetzt als eine Geborgenheit, die er erst durch ein Leben verdienen muß, die erst bekömmlich ist, wenn die Kräfte, vom Kampf mit allen und gegen alle guten und bösen Geister in sich und in der Welt ermüdet, eine Zuflucht suchen. Heute müßte sie für ihn zum Gefängnis werden, in dem seine noch schlummernden Säfte verkümmern würden. Was hatte er denn schon gesehen? Was hatte er erlebt?

In seiner Studienzeit war ihm der Weg ins Unbekannte durch den Krieg versperrt. Um die durch den Militärdienst gestörten Studienjahre möglichst schnell einzuholen, hatte er sich mit letzter Anspannung in seine Arbeit gestürzt. Vor seinem Abschlußexamen gab es für ihn nichts anderes.

Erst im Pfarrhaus zu Schlarigna war es für ihn gewesen, wie wenn frische Luft durch das offene Fenster einströmt. Ja, da war er in Berührung gekommen mit Menschen, deren Eigenleben nicht von ihrem Beruf bestimmt ist, mit einfachen Leuten ohne die Voreingenommenheit derer, die ihre Aufgabe als eine Berufung betrachtet sehen wollen und die durch besonderes Getue interessant zu sein wünschen. Und doch hatte jedes bei aller Unscheinbarkeit ein eigeneres Gesicht, als manche vermeintliche Propheten, die sich in ihrer Haltung alle ähnlich sehen, weil diese von der gleichen Eitelkeit diktiert ist. Vor allem aber waren es

Leute, die in aller Bescheidenheit das wirkliche Leben tragen, das sich um uns abspielt.

Schon am ersten Abend, als sich nach der ermüdenden Tour jeder auf seine Weise erfrischt hatte, verbreitete sich beim Essen eine ausgelassene Laune. Die Bemerkungen und Scherze über den stattgehabten Ausflug flogen kreuz und quer über den Tisch und überraschten wie Raketen, von denen man vorher nicht weiß, was aus ihnen herauskommt. Und die Pfarrerin warf hie und da geschickt eine Frage dazwischen, weniger aus eigener Wißbegier, als um den neu Angekommenen schnell über alles zu orientieren, was vorgefallen sei, und um ihm die Möglichkeit zu geben, von jedem schon einen Zipfel kennen zu lernen.

Manuel staunte, wie Eugenie die in Alter, in Niveau und in Interessen so unterschiedliche Gesellschaft zu einer Familie machte. Jedes kannte die Stärken und Schwächen des andern und konnte sich in harmloser Weise darüber lustig machen, ohne daß das Betroffene verletzt war.

Sogar der Pfarrer verlor in diesem kindlichen Kreise dank seiner Anpassungsfähigkeit sein gewohntes Gewicht. Und als die Tafelrunde sich selber aufhob, und als unter ausgelassenem Lärm, der nicht unangenehm war, weil er einer allgemeinen Heiterkeit entströmte, die Stühle zu einem der üblichen Gesellschaftsspiele durcheinandergestellt wurden, da fühlte sich Manuel nicht mehr wie einer, der eingedrungen ist in einen unbekannten Kreis. Der Zauber von Eugeniens Gabe, alles zu vereinen, hatte auch auf ihn seine Wirkung ausgeübt. Er fühlte sich daheim. Es war ihm, als sei er dahin zurückgekehrt, wo er eben erst oder wenigstens schon oft gewesen sei.

Daß Martha, Roberts Schwester, früh zu Bett gegangen war, weil sie am andern Tag verreisen mußte, war der fröhlichen Stimmung nur zuträglich. Ein Telegramm ihrer Kollegin hatte ihr Bericht gebracht, daß sie als Ablösung benötigt werde, so daß ihr Urlaub nicht verlängert werden konnte.

Ein Spiel folgte dem anderen, und man hätte nicht an den Lauf der Zeit gedacht, wenn nicht den zehnjährigen Ruedi plötzlich der Schlaf übermannt hätte. Die Ermüdung von der Tour trug bei ihm den ersten Sieg davon über den Uebermut der unaufhörlichen Lustigkeit. Sein Vater, ein Fabrikant aus der Kantonshauptstadt, der vor einem Jahr seine Frau verloren hatte, und dessen ganze Freude es war, Sonntag für Sonntag den vorläufig im Pfarrhaus untergebrachten Buben zu besuchen, sah Manuel voll Dankbarkeit nach, als dieser den Jungen auf seinen Armen in dessen Zimmer hinauftrug.

Manuel setzte Ruedi auf sein Bett und schaute zu, wie Eugenie, die ihm gefolgt war, dem Schlafenden noch Hände und Füße wusch, so fest und zugleich so unspürbar, wie es nur eine Mutter kann, sie, die selber keine Kinder hatte.

Als ein Gelächter nach dem andern heraufschallte, lachte sie still mit. «Die tiefe Frauenstimme kommt von Phyllis Suter. Sie müssen sie kennenlernen!» Die Ärmste sei durch ihren zierlichen Vornamen verurteilt, ein zartes Ding zu sein. Und nun stapfe sie mit recht schwerem Gehwerk durchs Leben. Aber wenn sie hinter ihrem Ladentisch ihre Verkäuferinnen beim Verkauf von Kaffee und Tee über ihren Zwicker beobachte, so traue man ihr wieder nicht zu, mit welchem Geschmack und welcher Sicherheit sie die Orgel meistere. Das müsse sich Manuel am nächsten Sonntag anhören, wenn sie in der Kirche spiele.

«Aber gehen Sie jetzt hinunter zu den andern, damit Sie in Stimmung bleiben. Das ist so gesund für Sie, wie die Engadiner Luft», setzte sie hinzu. Aber er blieb. Er mußte zuschaun, wie sie den Kleinen ins Bett legte. Erst mit ihr ging er hinunter.

Das Lachen schien nun auf dem Höhepunkt angelangt, da Phyllis Suter mit verbundenen Augen vor Roger kniete und durch Tasten mit den Händen zu erkennen suchte, mit wem sie es zu tun habe, während er ihren Händen ein Kissen zu greifen gab, wie jeder eines zur Abwehr in der Hand hielt.

«Büseli, mach miau», hatte sie nach der Regel des Spiels zu sagen. Das Miau Rogers, des jungen Welschen, der gerade im Stimmbruch war, überschlug sich. Und dabei hätte man ihn nicht erkennen sollen!

Die Spiele waren an sich einfältig. Aber Eugenie betreute sie mit solcher Überzeugung und belebte sie mit ihrem trockenen Humor, daß sich ihnen jeder hingab, als gäbe es für ihn nichts Wichtigeres.

In einer innigeren Weise verbindend waren jeweils die gemeinsamen Abendspaziergänge gewesen. Man pflegte früh zu essen und fand dadurch Zeit, zum Sonnenuntergang noch einen Hang hinaufzusteigen. Man sang alte Volkslieder, oder die Pfarrerin erzählte Sagen aus der Gegend oder Eulenspiegeleien und Schwänke von Schlarigna und seinen Nachbargemeinden. Sie wußte ihre Geschichten immer mit einem der Anwesenden in drolliger Art zu verknüpfen. Wenn der Pfarrer dabei war, mußte er nicht selten eine Anspielung mit einem etwas gezwungenen Lächeln quittieren. Noch öfter ließ sie ihre kleinen Hiebe auf sich selber fallen. Da sie die Vielfalt des Lebens und seiner Möglichkeiten kannte, und da sie erfahren hatte, daß jeder Entscheid einen Verzicht auf eine Reihe von Entschlüssen bedeutet, so war sie nicht, was man einen sicheren Menschen nennt. Ihre Unsicherheit stand ihr am meisten im Weg, wenn sie etwas oder jemand mehr zu beschäftigen anfing, als sie eigentlich wollte. Dann suchte sie die andern darüber hinwegzutäuschen, indem sie die Ueberlegene spielte und sich über sich selbst lustig machte. Vielleicht kam das auch aus ihrem unbeugsamen Stolz, der es nicht duldete, daß ein Fremder eine Schwäche erkenne, auf die sie nicht selber vorher den Finger gelegt hatte.

Für Manuel wird das Bild Eugeniens immer größer, je mehr er an sie zurückdenkt. Erst zwei Jahre ist es her, daß er sie kennenlernte. Aber er stellt fest, daß sie anfängt ihn auszufüllen, als wäre sie ihm vertrauter als seine Mutter.

Er steht in sich gekehrt vor einer Photographie, die an der Wand hängt, als Bend endlich mit dem Tee kommt.

«Das Wasser war natürlich völlig verkocht. Ich mußte neues aufsetzen.»

Und da er Manuel vor seinem Lieblingsbild an der Wand entdeckt, klingt es fast zärtlich:

«Kennen Sie den Berg?»

Manuel schrickt aus seinem Sinnieren auf. Nein, er hat gar nicht an die Landschaft gedacht, die er zu betrachten scheint.

«Bei Ihren Spaziergängen vor dem Frühstück sind Sie ihm entgegenmarschiert die Innschlucht hinauf.»

Bend ist wie befreit von jeder Schwere. Manuel entgeht das nicht, und auch er fühlt sich erleichtert.

«Natürlich. Man sieht ihn ja fast von überall im ganzen obern Engadin. Die Margna.»

«Sie haben damals immer von dem Berg gesprochen. Das hat mir Freude gemacht. Denn ich liebe ihn besonders. Er ist ein so ruhender Abschluß der Kette, die sich um das Fextal herumzieht. Trotz seiner stillen Haltung sieht man sich nie satt an seinem runden Kopf mit dem langgezogenen Schneesattel.»

Es ist verständlich, daß er ihn liebt, denkt Manuel, er ist ja ganz ähnlich und steht auch, wie ein Vorposten zum Tal gesandt, auf das er nun abwesend und in sich selber versunken, herabsehn muß.

«Der Pfarrer hatte mich auf einen seiner Gänge mitgenommen über die Alp Laret hinaus zu einer höher gelegenen Alp. Beim Hinaufsteigen hatten wir bei jeder zweiten Kehre die Margna vor uns. Er sagte mir, es sei der Lieblingsberg seiner Frau.»

Bend wird rot.

«Ich mußte an die vorgeschichtliche Zeit denken, wie Sie sie uns geschildert hatten, wo die allzu menschlichen Götter hinabstiegen, um in der Gestalt von unbekannten Fremdlingen die Hirten heimzusuchen und sich an deren unverdorbener Natur zu erholen, als wir beide in der niedern Stube der Sennhütte saßen, und der Senn seine frischeste Sahne herausholte zu Ehren seiner Gäste. Mit einem Holzlöffel schleckten wir von der kühlen Flüssigkeit aus einem am Rand mit geschnitzten Ornamenten verzierten hölzernen Teller.

Stolz wirkte herablassend, wenn er sich bemühte, romanisch zu reden mit den Leuten. Er tat so sicher, und dazu stand es im Widerspruch, wenn die Leute sich beflissen, ihn in gefälliger und unaufdringlicher Weise fast bei jedem zweiten Wort zu korrigieren.»

«Ja, ja, es lag ihnen daran, daß er ihre Sprache spreche. Und sie wußten ihm Dank, wenn er es nur mit einem Wort versuchte. Sie wollten ihm ein Fest bereiten, wenn er zum erstenmal romanisch predige. So geschickt er in allen Dingen ist, zu dem Fest ist es nie gekommen.»

Es klingt fast wie Genugtuung. Etwas Grimmiges, Verwegenes schimmert in Bends Blick. Er ist froh, daß sie jetzt ganz unbefangene Dinge reden, die ihn doch mit dem

verbinden, was ihn so durch und durch aufgerührt hat. Sie werden schon da ankommen, wo er hinmöchte.

«Und wissen Sie noch die Tour über die Fuorcla Surlej, zu der Sie fast nicht wach zu kriegen waren, wo Ihnen bis zum Mittagessen halb schlecht war?» fragt Bend.

«Ich hatte nicht einschlafen können. Das spüre ich leicht im Magen, wenn ich dann trotzdem schon um vier wieder heraus muß. Es war gut, daß wir so lange im Schatten zwischen Lärchen gehen konnten. Die Sonne hätte es noch schlimmer gemacht.»

«Es war eine Freude für mich, hinter ihnen beiden zu gehen und zu sehen, wie Eugenie sich immer eifriger mit Ihnen in ein Gespräch verbiß, als der Weg eine Zeitlang etwas ebener war.» Manuel erinnert sich noch genau an das Gesprächsthema, und es macht ihm Spaß, davon zu reden.

«Sie stutzte mit ein paar Scherzen meinen Hymnus zurecht, den ich über das Recht des Stärkeren anzustimmen versuchte. Ich hatte gerade das Buch von Jacques Molliet über ‚Rechte des Imperialismus' gelesen und war im Netze dieser gefährlichen Verführung arglos hängen geblieben. Wenige Sätze von Eugenie steckten den Eindruck in Brand, den mir Molliet gemacht hatte. Sie machte sich darüber lustig, daß die Jugend so bereitwillig den Täuschungen verfalle, die Macht mit Kraft und Erfolg mit Wert verwechseln. Während ich mich zu wehren suchte, leuchteten die Theorien noch einmal frech, aber nur kurz wie ein Blitz auf, um dann für immer zu verfallen.»

«Ich sah, daß es heftig herging. Und dann kam Roger dazwischen. Er hakte sich bei ihnen ein, obwohl er dazu neben dem eigentlichen Weg gehen mußte.»

«Wir haben uns gut verstanden.»

«Ich sollte ihm Deutsch-Stunden geben. Aber ich war für ihn ein Lehrer, und ein Sechzehnjähriger hat die Schule sowieso über. Mit Ihnen übte er die fremde Sprache in allerhand Spässen. Er lernte unmerklich durch unterhaltsame Fragereien. Es war ein Spiel mit einem älteren Kameraden oder Bruder.»

«Es ist wahr. Da er den Pfarrer nicht mochte, suchte er anderwärts heimisch zu werden. Am Abend, wenn er sich genügend ausgetobt hatte und müde war, forderte offenbar gewohnheitsmäßig die Zärtlichkeit ihr Recht. Als wir einmal zusammen die Treppe hinaufgegangen waren und wir uns vor der Zimmertür gute Nacht sagten, faßte er mich plötzlich bei der Schulter und küßte mich flüchtig auf die Wange, wie er es zu Hause bei Vater und Mutter tat.»

Bend pafft jetzt fast gemütlich den Rauch vor sich hin, als säße er wieder in der Wohnstube des Pfarrhauses. Auch Manuel steigt alles aus der Vergangenheit auf, als wäre es gegenwärtig. Er sieht sich mit Roger vor dessen Zimmertüre. Es geht ihm merkwürdig auf, was er an jenem Abend kaum beachtet hatte. Im selben Augenblick, da Roger ihm den Kuß gab, war Eugenie aus Ruedis Zimmer gekommen. Sie hatte dem Kind eine Tasse Bibernellentee gebracht, weil es vor dem Zubettgehen über Halsweh geklagt hatte.

Der Blick, der Roger traf, war in Manuel so tief eingedrungen, daß er bis heute lebendig geblieben ist und daß er nun seltsam aufleuchtet und ein Dunkel plötzlich erhellt, in dem längst verklungene Dinge auf ihr Erwachen gewartet haben.

Der Tee dampft in den Tassen. Bend hat etwas zuviel Essenz in die Kanne geschüttet, aber das schadet nichts. Sie haben ja nicht vor, sich so bald schlafen zu legen.

Manuels letzte Worte haben schon immer leiser geklungen. Jetzt ist er verstummt, und die Bilder, die ihn bewegen, finden keinen Weg aus ihm heraus. Sein Blick ist unbeweglich und nach innen gerichtet. Bend sieht ihn nicht an. Aber er sitzt wie einer, der zuhört.

Sie sind in dem Zustand, in dem jeder kaum mehr aussprechen muß, was ihn bewegt. Es geht auch so in den andern über, weil der allem geöffnet ist, was aus dem andern ausströmt.

Als spürte er, worum Manuels Vorstellungen kreisen, greift Bend ein.

«Wie ich Sie damals ins Pfarrhaus an die Beiden empfahl, da schickte ich Sie eigentlich nur zu ihr. Sie sollten ein Geschenk sein für Eugenie. Oder vielleicht wollte ich mich sogar an Stolz rächen.»

Er nennt den Pfarrer nicht mehr Robert. Es kommt ihm darauf an, ehrlich zu sein. Bis ins Letzte. Die Gefühle, die damals unentwirrbar in ihm waren, durchpulsen ihn wieder. Schwer ist es, jedes einzelnen habhaft zu werden, so sehr er sich müht. Und wenn er so eine Angst oder einen Haß wie ein zappeliges Teufelchen gepackt hat, so weiß er nicht sicher, ob es damals auch so gewesen war, oder ob es sich in der Erinnerung verwandelt hat.

Ob er damals wirklich sich rächen wollte an Stolz? Oder ob ihm das heute nur so vorkommt? Ob er heute erst sehen darf, was damals die Triebfeder wurde zu dem, was er tat?

Er überlegt und überlegt. Ja, es war eine unbändige Freude gewesen, als die Pfarrersleute ihm zugesagt hatten auf seine Anfrage, ob ihnen der junge Doktor willkommen sei.

Manuel war jung, wenig älter als er selbst gewesen war bei der Schlittenfahrt. Außerdem war er ein Fremder und hatte sich geistiger Arbeit verschrieben, beides Tatsachen, die hoffen ließen, daß Eugenie ihm jene Achtung schenken werde, ohne die sie sich einen Menschen nicht näher kommen läßt.

Bend scheint mit dem Stopfen der Pfeife beschäftigt. Er drückt den Daumen fast bohrend in den Kopf, obwohl der Tabak bereits fest darin sitzt.

Er hatte sich damals eingeredet, er mache Eugenie eine Freude. Wollte er nicht in Wahrheit Stolz einen Streich spielen? Die Frage läßt ihn nicht los. Und je mehr er sich ihrer Bejahung nähert, desto deutlicher macht sich irgendwo an einer vergessenen Stelle in ihm ein nicht gerade lobenswertes Wohlgefühl breit. Ein gesättigtes Lächeln gleitet über seine Züge. Es macht ihn unheimlich. Er gleicht einem Aelpler, der beim Schwingen, bevor er zugreift, dem Gegner seine Schwächen vom Leib abliest und immer mehr die Ueberzeugung erhält, daß der andere ahnungslos bereits zum unterliegenden Opfer bestimmt ist.

«Ich kannte Stolz aus der Studentenzeit», fängt es aus ihm zu reden an. Manuel hält den Atem an. Es ist am besten, wenn Bend möglichst lange nicht spürt, daß jemand im Zimmer ist. Es wird ihm leichter fallen, Worte zu finden.

«Er war einige Semester älter als ich. Ich traf ihn zum erstenmal an dem Studententisch, der — das wohltuende Ergebnis einer Stiftung — den Studierenden gegen mäßige Bezahlung eine anständige Mahlzeit darbot. Die Studenten aus der Stadt essen ja meist zu Hause. Für uns bedeutete die Institution eine Erleichterung. Man konnte sich manchen Batzen für Bücher beiseite legen.

Stolz aß hie und da in der Mensa, wie sich die gemeinnützige Einrichtung nach akademischer Sitte lateinisch benannte. Er hatte zwar sein behäbiges Heim. Aber Organisieren war von jeher sein Element. Der Studentenrat hatte ihn in die Aufsichtskommission des Studententisches delegiert.

Ich war noch nicht oft hingegangen, als er sich einmal zu mir setzte und mich fragte, woher ich komme. Er sagte, die Engadiner interessieren ihn besonders. Tatsächlich kam er in der nächsten Zeit häufiger.

Wir sprachen über Gott und die Welt. In diesem Alter scheut man sich vor keinem Problem. Stolz griff jedes Thema auf, von dem er spürte, daß es mich interessieren konnte, und er imponierte mir in der ersten Zeit gewaltig, da das meiste was er erzählte, neu war für mich. Tatsächlich brachten seine Gedankengänge in mir manches ins Rollen, das vorher so fest gesessen hatte wie die Felskuppen über unserem Tal.

Ich fühlte mich geehrt, als er mir das Du anbot. Natürlich! denn ich kam vom Land, und er hatte einige Semester mehr als ich und saß dazu noch in allen Ausschüssen.

Wir machten am Sonntag Ausflüge miteinander. Wir schauten von Jurakämmen über das Mittelland hinweg zu den hochaufsteigenden Alpen. Dabei nützte sich die Verehrung ab, mit der ich immer noch zu ihm aufsah und geriet nach kurzer Zeit ins Wanken. Er konnte es nicht lassen, seine Weisheiten auszubreiten, während mich der Blick über das weite Land viel mehr beschäftigte. Ich hatte auf einmal das Gefühl, daß das, was vor mir liege, viel mehr Beziehung zu der Ewigkeit habe als die Worte, die er immerzu im Munde führte über sie.

Daß er das Gespräch auch später tyrannisch beherrschte, als ich anfing mich aktiv zu beteiligen, daß er einen Gedanken da weiterspann,

wo er mit der Rede aufgehört hatte, statt meinen Einwand zu verarbeiten, das machte mich mit der Zeit ungeduldig.

Es konnte sogar vorkommen, daß er, als wir vertrauter waren und er meiner sicher zu sein schien, auf eine Meinungsäußerung von mir gar vom Gesprächsthema abrutschte, indem er einen banalen Witz erzählte, durch den sich der vorausgegangene Gedankengang in nichts auflöste.

Einmal — wir saßen vor der Frohburg bei einem Glas Sauser. Ein Herbstdunst lag über dem Aaretal. Der Rauch von einem Weidefeuer stach in die Nase. Es roch nach brennendem Kartoffelkraut.

Ueber dem flach und niedrig sich hinziehenden Nebelstreifen konnte man bei genauem Hinsehn die Spitzen der höchsten Schneeberge erkennen.

Ich bemühte mich, in Worte zu fassen, wie wohltuend, ja begeisternd dieser Platz für mich sei. Nirgends empfinde man so die Zusammenhänge in der Gliederung unseres Landes. Es gibt auch heute noch keinen Platz in unserer Heimat, außer dem Engadin, an den ich mich stärker gebunden fühle. Man sitzt da auf dem kleineren Randwall, dem Jura, sieht nach dem andern größeren hinüber, wo man zu Hause ist. Und die Aare zieht eine lebendige Verbindungslinie. Hat es nicht wahrhaft etwas Schönes, wie dieser Fluß mitten in den Alpen entspringt, sich durch die Berge hindurcharbeitet, dann durch das flachere Land dem andern Höhenzug entgegenstrebt, als wollte er die beiden Bergländer grüßend vereinen.

Noch nie, und nie mehr, war ich vor dem Bild, das sich mir darbot, und den Gefühlen, die mich dabei durchströmten, so überwältigt, wie jenes Mal, und ich sehnte mich, in meinem Begleiter ein Echo wachzurufen von dem, was mich so tief erfüllte. Er aber hörte kaum hin. Fast lüstern sah er nach ein paar jungen Mädchen und ließ eine Bemerkung fallen, an die er heute kaum erinnert sein möchte.

Ich muß ihn verdutzt angeschaut haben, denn er fügte hinzu, ich werde doch Spaß verstehen und kein Philister sein. Auf dem Heimweg lief ich rasch voraus. Ich versuchte, mich an der beginnenden Herbstfärbung des Waldes zu freuen. Ohne es zu wissen oder zu wollen, hatte ich von da an mit Stolz gebrochen.

In der Bahn lachte er mich mit seinem gewinnendsten Lächeln an. Holzböcke könnt ihr schon sein, ihr Bündner! Nicht umsonst habt ihr den Bock im Wappen. Aber es ist gut, wenn man sich rechtzeitig daran gewöhnt.

Von da an merkte ich auch, daß er einen bestimmten Zweck verfolgte mit seiner Vorliebe für die Gesellschaft von uns Bündnern. Er wollte unseren Schlag von Grund auf kennenlernen. Seine Gesundheit war eine Zeitlang nicht die beste gewesen. Man hatte ihn während seiner ersten Militärwochen gleich wieder vom Dienst befreit, weil man seiner Lunge nicht traute, und der Arzt hatte ihm nahe gelegt, sein erstes Amt einmal in den Bergen zu suchen, je höher desto besser.

In unserem Umgang bereitete er sich auf seine Gemeinde vor.

Es ergab sich leicht, fast von selber, daß unsere Verbindung sich löste. Stolz hatte sich sattgesprochen bei mir. Auch hatte er zur Genüge kennengelernt, was ihm für später von Nutzen zu sein schien. Es traten neue Leute in seinen näheren Kreis. Und bald ging jeder von uns seinen eigenen Weg. Die Wege kreuzten sich wohl noch hie und da. Aber keiner von uns beiden hätte eine solche Begegnung absichtlich herbeigeführt!»

Bend ist während des Erzählens aufgestanden und hat wieder begonnen auf und ab zu gehen. Jetzt setzt er sich in seinen Stuhl und trinkt die Teetasse, deren Inhalt nicht mehr ganz warm ist, in einem Zug aus, als wollte er etwas hinunterspülen.

Ingrimmig murmelt er vor sich hin: «Sie werden jetzt nicht allzuhoch von mir denken, da ich so über Leute herfalle, die ich bisher für meine Freunde ausgegeben habe.»

Manuel denkt etwas ganz anderes.

Bend ist für ihn aus seiner Gestalt herausgetreten. Groß steht er hinter dem verquälten Menschen, den Manuel vor sich sieht.

War denn nur Stolz Bends Gegner und Feind? Stand dieser nicht überhaupt allein in einer ganzen Welt, gegen die zu kämpfen ihm die Waffen fehlten?

Aus der Verachtung, von der Bends Erzählung erfüllt ist, kann Manuel ermessen, wie gewaltig und beherrschend die Rücksicht ist, die Bend Eugenie gegenüber sich auferlegt hatte. Denn nie hätte man im Pfarrhaus aus einem Wort oder einem Blick schließen können, wie er zu dem Ehepaar Stolz stand. Er war zu keinem freundlicher als zu dem andern. Man konnte kaum unterscheiden, daß ihn andere Bindungen an die Hausbewohner knüpften als die übrigen Gäste, und daß sein Erleben mit demjenigen der Pfarrersleute aufs engste verflochten war. Im Haus arbeitete er meist allein auf dem Zimmer. Gemeinsamen Spaziergängen blieb er nicht grundsätzlich fern. Aber am liebsten machte er sich ganz ohne Begleitung auf den Weg. Mit Eugenie unterhielt er sich sozusagen nie. Mit Stolz oft und eingehend. Und niemand hätte ahnen können, was die beiden Männer trennte.

Nur aus Rücksicht hatte er alle düsteren Gefühle im Zaum gehalten und sie bisher in sich zu ersticken gesucht.

Aber Eugenie? War sie denn nicht von derselben Art wie Bend? Was hatte sie von ihm getrennt?

Das Rätsel, was Eugenie zu Robert geführt hatte, bleibt noch immer ungelöst.

«Hat Eugenie den Pfarrer geliebt?», ist der endliche Sinn der Fragen, mit denen Manuel nach und nach herausrückt.

Wie oft hat sich Bend diese Frage selber gestellt! Nie war ihm eine befriedigende Antwort eingefallen.

«Zweifeln Sie daran?»

Manuel überlegt. Natürlich erwartet Bend eine Bejahung.

«Ich habe nie etwas von Liebe bemerken können in den zwei Monaten, die ich im Pfarrhaus war.»

In allen Ecken brennen die Augen, die Roger trafen mit ihrem Blick, als er Manuel auf die Wange küßte. Staunen ist in ihnen, daß ein Mensch das so einfach tun kann, Staunen und ein Durst, ungelöscht, unlöschbar vielleicht, weil sie ihm in ihrem Leben keinen Platz einräumt.

Noch einmal hatte Manuel den Ausdruck in Eugeniens Augen gesehen. Gegen Ende seiner Pfarrhausferien. Er hatte im Wohnzimmer gesessen an der alten Schreibmaschine des Pfarrers. Er versuchte sich darauf. Es machte ihm Spaß, auf dem Ding herumzuklappern. Er bildete sinnlose Sätze. Seine Finger waren vom Klavierspielen Tasten gewöhnt. Wahrscheinlich, da ihm diesmal der Klang fehlte, fing er an, Verse zu bauen. Er spielte mit Reimen und versuchte, beliebige Gefühle, die er in Wirklichkeit in dem Augenblick gar nicht empfand, in tönende Worte zu fassen, so wie er es gerade in einigen Gedichten gelesen hatte.

Eugenie trat ins Zimmer. Er erschrak ein wenig, zog das Geschreibsel aus der Maschine, um es zu verstecken. Die Zugluft, die entstanden war durch die offengebliebene Tür, nahm ihm das Papier aus der Hand und wehte es Eugenie zu. Sie legte es auf den Tisch, nicht ohne einen Blick darauf zu werfen.

«Versuche?» fragte sie, und ihre Augen hatten etwas Wässeriges. Da schlug der Wind die Türe zu, und das Blatt wehte wieder zu Boden. Beide bückten sich danach. Ihre Hände berührten sich. Sie hielt seine Hand in der ihren, als sie sich erhob. Da war wieder dieser Ausdruck in den Augen. Er schien zu bitten, um Hilfe zu rufen. Dann huschte Unwillen über alles hinweg und wurde zu einem Befehl. Ihre Hand preßte die seine, sie zog ihn an sich heran. Seine Lippen berührten — nein, berühren ist zuviel gesagt —, streiften die ihrigen. In der Nähe waren die Augen unheimlich groß und so tief, daß Manuel bange wurde. Was hatte er getan?

Die Lippen waren kühl gewesen. Es fröstelte ihn.

Ein Auto fuhr durch die Hauptstraße. Wie immer, wenn irgend etwas oder irgendwer vor dem Haus zu hören war, erhob sich über ihnen der Pfarrer in seinem Arbeitszimmer, wo er sich allein leicht langweilte, und ging schnellen und festen Schrittes zum Fenster.

Das Geräusch entzauberte die Spannung. Eugenie hob nun den Zettel allein auf, legte ihn zu der Schreibmaschine und wendete den Kopf über ihre Schulter zu Manuel, indem sie fast ein wenig knabenhaft auflachte. Sie könnte hinter der etwas gekünstelten Schelmerei einen trotzigen Schluchzer versteckt haben.

Manuel wischte sich die Stirn.

«Ja, es ist drückend schwül. Es sollte regnen», sagte sie. «Aber wenn ich die Fenster aufmache, jagt uns der Malojawind noch alles aus der Stube, was er erwischen kann.»

Manuel hatte nichts mit Eugeniens Benehmen anfangen können. Er war wütend, daß er sich zu etwas hatte verleiten lassen, zu dem ihn gar nichts trieb.

Wie hatte Bend vorhin gesagt?

«Sie sollten ein Geschenk für sie sein. Oder vielleicht wollte ich mich auch sogar an Stolz rächen.»

Es klingt wieder in seinen Ohren, es schaudert ihn ein wenig. Haben damals ungewußte Wünsche gewirkt? Hatte Eugenie Bends Botschaft in Empfang nehmen müssen über alle Vernunft hinweg? War er, Manuel, zu einem Werkzeug, zu einer Sache geworden, die keinen eigenen Willen hat, sondern andern Willen hörig sein muß, die so stark sind, daß man ihnen nicht widerstehen kann?

Bend weiß gar nicht, wie weit sein Plan geglückt ist, und niemand ahnt, daß Bend, der schlichte gutmütige Bend Dinge vollbringt, für die man in alten Zeiten verbrannt werden konnte.

Manuel hatte damals alle Kräfte zusammennehmen müssen, um aus dieser verzwickten Geschichte wieder herauszukommen.

«Ich gehe in den Garten, um Johannisbeeren zu lesen. Kommen Sie mit?» hatte sie ihn einmal gefragt. Ihre Stimme klang trocken, als hätte sie sich selbst dagegen gewehrt, ihn aufzufordern. Er war aber mit Roger zu einem Spaziergang verabredet. Als er am Haus vorbeiging, fühlte er durch das Fenster wieder diesen Blick, er sah nicht hin. Er war erlöst, als eine Mulde in der Wiese sie den Pfarrhausfenstern entzog. Und die übermütigen Sprünge Rogers verscheuchten schnell die Mißstimmung, die ihn erfüllte.

Ein andermal hatte sie einen Spaziergang vorgeschlagen. Er fragte wie aus Versehen, ob der Pfarrer nicht mitgehe. Sie ließ ihn stehen. Sie kam an dem Abend nicht zum Abendessen, weil sie müde sei, sie, die, wenn sie krank war, aufstand, um für ihre Gäste zu sorgen.

Vielleicht wäre es für Bend Genugtuung gewesen, wenn Manuel ihn an seiner Rückschau hätte teilnehmen lassen. Aber Bend ahnt nicht, wohin Manuel sich entführen läßt. Er vermutet, es sei der ungeschriebene Bericht, der Manuel beschäftige.

Manuel wird fast ärgerlich, als er an den Aufsatz gemahnt wird. Er hat nicht im Sinn, sich vertreiben zu lassen, da er einmal an die Quellen bisher verborgenen Geschehens gelangt ist.

Als Bend sich überzeugt hat, daß er Manuel nicht langweilt, tut er noch ein paar Züge aus der Pfeife, um sich zu sammeln.

«Ich habe Ihnen schon erzählt wie viel man von dem neuen Pfarrer hielt in der Gemeinde. Er war leutselig, sprach mit jedem über alles, lauschte zuerst aus dem andern heraus, was diesen besonders anging, und bewegte sich dann jeweils mit schneller Sicherheit auf dessen Gebiet. Wenn einer versteht, Teilnahme für die Sorgen der andern an den Tag zu legen, so hat er bald gewonnenes Spiel.

Stolz hatte das geübt seit der Zeit, da ich ihn kennengelernt hatte. Sein Instinkt, den er durch Erfahrung und Beobachtung zu steigern verstand, hat ihm geholfen.

Er kam durchaus als vornehmer Mann ins Engadin, denn er wußte, daß man da oben immer Sinn gehabt hatte für besondere Gepflegtheit. Aber seine Haltung stellte sich nirgends zwischen ihn und die Bauern.

Bei den Südländern ist im Verkehr wenig vom Standesunterschied zu spüren. Diese Vertraulichkeit mit Leuten, gleichviel ob sie höher oder tiefer stehen, hatte Stolz sich angeeignet, als er nach dem Examen in Sizilien ein halbes Jahr die Söhne einer alten Adelsfamilie betreute.

Und was er zu sagen hatte, das wußte er von jeher geschickt zu formulieren. Wie hätte man aber in der Gemeinde erkennen sollen, daß das, was man an ihm schätzte, mehr Geschicklichkeit war als inneres Eigentum. Wie oft kam schon ein einzelner in der Gemeinde mit ihm zusammen im Jahr? Bis er dann einmal wieder mit ihm sprach, schien ihm alles wieder neu. Und die, welche öfter mit ihm zusammenkamen, die Kirchenratsmitglieder, die Versorgungskommission für Waisen und ein paar Wohlfahrtsausschüsse waren von seinen Dispositionen und seiner zupackenden Frische so geblendet, daß sie nicht genug rühmen konnten, wieviel Sinn er für alle praktischen Fragen habe.

Die Anschauungen, die er in der Predigt äußerte, gingen mit der Zeit und ihren Moden. Das war man nicht gewohnt, da sein Vorgänger in den dreißig Jahren, während deren er die Gemeinde betreut hatte, müde geworden war und die Leute langweilte, da diese bereits im voraus wußten, was er zu sagen hatte, so daß man Gott dankte, als der brave Mann endlich seine Pensionierung — viel zu spät! — angenommen hatte. Stolz wußte aber, mit wem er es in seiner Gemeinde zu tun hatte, und ließ von dem Neuen nur das verlauten, was keinen Anstoß erregte. Die prinzipielle Färbung, welcher gerade in jener Zeit, wo die Wogen sozialer Bewegungen von Elend und Not besonders hochgepeitscht wurden, eine ganze Theologenschule mit fanatischem Eifer sich hingab, vermied er. Die Bauernbevölkerung hätte dahinter den Versuch einer neuen Verteilung des Besitzes vermuten können, während ihr die bisherige durchaus gerecht erschien. Im übrigen glaubte sie nicht an eine Armut, die da oben im Engadin kaum festzustellen war, die man aber, wo sie zum Vorschein kam, gern für eine verdiente Strafe hielt.

Stolz griff da mit Zurückhaltung ein, so daß sein Wirken den einen half, ohne die andern zu verletzen.

Mit den Jungen war er kameradschaftlich. Die Buben hörten schnell auf, Streiche auszuhecken, wie es bei dem alten Pfarrherrn eingerissen war. Sie konnten Stolz doch nicht ärgern. Im Gegenteil, er machte mit. Und damit brach er allem von vornherein die Spitze ab. Die Mädchen aber wurden rot, wenn sie ihm begegneten, und er mit ihnen ein wenig plauderte und sie ausfragte, wie es zu Hause gehe, ob sie mit der Heuernte schon begonnen hätten, wann sie die Schafe scheren, und andere Dinge, die alle nicht viel sagen, die aber ein Interesse bezeugen, das schmeichelhaft ist.

Wir hatten ja seinerzeit lange miteinander verkehren müssen, bis ich mehr empfand als erkannte, daß er nicht viel mehr zu vergeben habe als leutseliges Wesen, und daß er seinen Erfolg auszurechnen gelernt hatte, indem er das Wenige, mit dem er den andern etwas sein konnte, geschickt einteilte.

Es war in dem Frühjahr, als ich den Doktor gemacht hatte. Ich kam nach Hause, um mich auszuruhen. Mein Vater erzählte mir von dem feierlichen Antritt des Neuen.

«Es fehlt ihm tatsächlich nur eines. Dann wäre er ein idealer Seelsorger.»

Ich hätte leicht erraten können, daß er eine Pfarrfrau meinte, aber ich schmeichelte mir, mein Vater müsse klarer sehen als die andern, und er hätte etwas gemerkt.

«Siehst du, so einer würde mit der Schorta da oben fertigwerden. Da müßte sich der Hochmut beugen, der in ihr von Seiten zweier Familien zusammenfließt.»

Es schnitt mir in die Seele. Denn Eugenie war für mich das Leben. Aber mein Vater hatte nichts davon wissen wollen. Nach seinem Dafürhalten hätten wir nie zusammengepaßt. Er hatte eben eine andere Anschauung von einem Lebensbund. Und von seinem Standpunkt mag er ja auch recht gehabt haben.

Ein Zittern geht über Bend. Er versucht es umsonst durch eifriges Rauchen zu verdecken. Um das Schweigen zu überbrücken, gießt Manuel Tee ein.

«Mein Vater begann in der Zeit stark zu altern. Er hatte schon etwas von jener greisenhaften Hartnäckigkeit, die nicht spüren will, wenn dem andern etwas unangenehm zu werden beginnt, die im Gegenteil noch darauf herumreitet, um in sich den Glauben an das Recht der eigenen Meinung zu stärken.

‚Der hat alles, was er braucht. Er ist ein Fremder, von dem man gar nicht einmal recht weiß, woher er stammt. Einer hat behauptet, er sei ein Enkel linker Hand des Großherzogs von Baden. Damit wäre die mütterliche Seite zufrieden, bei der ja etwas Abenteuerliches oder Großartiges im Spiel sein muß. Und außerdem hat er Sinn für die Landwirtschaft, rät seinen Unterweisungskindern, Bauern zu werden und nicht auszuwandern aus dem Land. Da könnte die Eugenie auf ihrem Hof sitzenbleiben, und der Geist der väterlichen Grundsätze, der in letzter Zeit in ihr erwacht ist, könnte ebenfalls Amen sagen.‘»

Ich hatte erst etwas erwidern wollen. Aber der Vater hätte es doch falsch verstanden.

Ich ging hinaus und wußte nichts Gescheiteres, als zum Schortahaus zu laufen. Die Frühlingssonne schien warm. Der Schnee hatte

Photo Netzle

AUS BELGIEN. Flüchtlinge, Emigranten, Deportierte, Vertriebene, Zwangsverschickte, Verbannte — Millionen Menschen insgesamt sind heute vom Leben und Dasein, wie sie's einigermaßen kannten, dem Unbekannten in die Arme gestoßen worden. Wir leben noch am Orte, wo wir bisher waren, aber die Welt ist in gefahrvoller Wandlung, und wir tun gut, uns nicht zu verschließen, sondern mitzufühlen; denn wir sind von dieser Welt und können uns nicht fernhalten und unbeteiligt bleiben.

sich schon ein ordentliches Stück bergwärts zurückgezogen. Eugenie saß auf der Bank, die vor dem Hauseingang am seitlichen Rand der Rampe steht, die von der Gasse zum großen Tor hinaufführt. Sie las in einem Buch.

«Na, Herr Doktor?» lachte sie mir entgegen.

Es war mir nicht ums Spaßen. Ich fragte sie, was sie lese.

Sie zeigte es mir mit einer nahezu herausfordernden Bewegung. Es sei nur etwas Praktisches. Aber um so mehr Sinn habe es für hier.

Es war ein Buch über Krankenpflege.

Der Pfarrer hatte es ihr gegeben. Die Mädchen im Dorf sollten sich alle damit beschäftigen, meine er. Damit und mit der Säuglingspflege.

Es muß nicht gerade überzeugend geklungen haben, als ich das Vorgehen des Pfarrers lobte. Natürlich war sie durch meinen Ton verletzt.

Die gegenseitige Gereiztheit machte das Zusammentreffen immer unerquicklicher. Statt es dann ein anderes Mal zu versuchen, haben wir uns gemieden. Aber die Kränkung verließ uns nicht und vergiftete das Blut.

Man fing an, Eugenie zu necken, weil ihr Tatendrang plötzlich neuen Zielen nachging. Sie erfuhr auf Umwegen, daß man munkle, sie habe ein Auge auf den Pfarrer, und sie ziehe ihn ein.

‚Ich wäre imstande, es zu tun, nur um euch zu zeigen, daß es mir möglich ist, und daß ich im Dorf Ordnung halten könnte, obwohl ich mit euch allen aufgewachsen bin.'

Ihre Mutter war stolz, als man ihr Eugeniens Worte erzählte. Und auch der Vater schmunzelte. Man beschloß, nach dem nächsten Schlachten den Pfarrer zum Essen einzuladen.

Ich weiß nicht, ob das geschehen ist.

Mein Vater wollte mir eine Reise leisten zur Feier meines Examens. Und ich hätte ihn zu sehr gekränkt, wenn ich von seinem Geschenk nicht Gebrauch gemacht hätte, gerade weil es für ihn nach allen Auslagen für das Studium ein besonderes Opfer war.

Kurz vor Imsüras kam ich zurück. Ich glaube, Imsüras haben Sie nicht miterlebt. Sie sind erst nachher angekommen.»

Manuel weiß nicht, was Imsüras ist.

«Früher wurde, wenn das Vieh einige Zeit auf der Alp war, an einem bestimmten Tag von einem eigens dazu eingesetzten Rat die Milchmenge gemessen, die die Kühe eines jeden Bauern erreichen. Danach wurde dem Bauern für den Sommer sein entsprechender Anteil zugesprochen. An diesem Tage zogen alle aus dem Tal hinauf, um zu feiern.

Die Messungen finden heute öfter und genauer statt. Aber das einmalige Fest ist geblieben. Es ist fast immer anfangs Juli. Die ganze Gemeinde versammelt sich auf der Alp Laret. Man verbringt zusammen den Tag. Jeder schleppt Essen und Getränk mit hinauf. Und bevor man wieder herabzieht, wird meist auch getanzt.

Es war also vor Imsüras.

Ich wollte, da ich nun frei war, das Fest nicht vorbeigehen lassen, das ich lange nicht hatte mitmachen können, und war pünktlich zu Hause.

Die Mädchen hatten unterhalb der Hütte unter einigen Lärchen ihre Decken ausgebreitet, als wir Burschen zusammen heraufkamen. Sie sangen. Und es mußte einen froh stimmen, über ihre roten Trachten weg durch die fieserigen Aeste der Bäume in das weite Wiesland zu sehen, aus dem sich an der gegenüberliegenden Seite die durch einen Gletscher verbundenen Pyramiden des Languard und des Albris erheben.

«Wer wettet auf Languard? Ich wette auf Albris», rief die Tochter von Schortas Nachbar, als wir näher kamen. Meine Begleiter sahen mich an und hielten kameradschaftlich das Lachen zurück.

Einer faßte mich am Arm und sagte: «Heute mußt du's nicht krumm nehmen. Seit du auf deiner Reise warst, streitet man sich nämlich im Dorf, ob Eugenie sich für dich oder für den Pfarrer entscheiden wird.» Und er erzählte, Gian Ander — das war ein Bursche, den Eugenie einmal schlecht behandelt hatte, weil er zudringlich geworden war — habe herumgeboten, die Eugenie sei wie der Albrisgletscher. Sie liege zwischen Albris und Languard. Eigentlich gehöre sie zum Albris. Aber vielleicht schlage sie sich doch noch zum Languard hinüber, weil man von dort die schönere Aussicht habe. Mit dem Languard meine er den Pfarrer, mit dem Albris mich. Seither werden überall Wetten abgeschlossen, wer von uns gewinne, der Pfarrer oder ich.

Eugenie war noch nicht oben. Ich hatte gehofft, wir würden zusammen lagern und essen. In meinen Rucksack hatte ich die doppelte Portion Bindenfleisch und zwei Becher für den Veltliner gepackt.

Als Eugenie mit dem Pfarrer zusammen kam, rief Gian Ander: «Die auf Languard gesetzt haben, gewinnen.»

Eugenie sah ihn scharf an und fragte ihn, worauf er denn gesetzt habe. Er zuckte die Achseln und erwiderte kleinlaut und doch frech: «Leider auf Albris.»

Stolz kam auf mich zu und begrüßte mich mit ausgesuchter Herzlichkeit. Er lud mich ein, auf seiner Decke Platz zu nehmen. Da Eugenie ebenfalls auf seine Decke eingeladen war, dankte ich. Ich wollte dem Gespött nicht neue Nahrung geben.

Sobald die Gemeinde versammelt war, begann der Ablauf des Festes. Im gegebenen Augenblick hielt der Pfarrer seine Rede. Sie war gut. Er betonte, daß er bei diesem ersten festlichen Anlaß nicht verfehlen könne, zu sagen, daß alle seine Erwartungen übertroffen seien, daß man seinen Anregungen Flügel verleihe — er liebte solche Bilder, und man hörte sie gern von ihm —, er habe sich nicht zu hoffen getraut, daß seine Altersgenossen mit so lebhaftem Einsatz helfen würden. Dabei warf er einen Blick auf Eugenie, und viele andere Blicke trafen sich bedeutungsvoll. — Wenn es so weitergehe, fuhr er fort, dann sei Schlarigna bald die regsamste Gemeinde des Engadins. Sie diesem Ziel immer näher zu führen, solle für ihn Lebensaufgabe sein. Und als er hinzufügte, allein könne er das nicht schaffen, er brauche Hilfe, da ging ein beifälliges Murmeln durch die Reihen der Alten.

Eugenie starrte während der ganzen Rede in den Boden und verzog keine Miene.

Später, als der Tanz beginnen sollte, machte sich mancher von der Albrispartei — es hatten sich unter den Jungen Parteien mit den Bergnamen gebildet — an mich heran, ich möchte drangehen, heute sei Gelegenheit.

Aber ich bildete mir ein, daß mit solchen Aeußerlichkeiten keine Lebensentschlüsse besiegelt werden. Und als der Pfarrer den Tanz mit Eugenie eröffnet hatte, um dann sofort aufzubrechen, mochte ich nicht hinterher nachholen, was mir vorher entgangen war.

Damit war die Schlacht entschieden. Die Albrispartei wurde kleinmütig, denn sie hatte zu zahlen, was verzehrt wurde, wenn ich Eugenie verspielen sollte. Man machte mir Vorwürfe, ich solle das Mädchen nicht einem Fremden überlassen. Eugenie selbst schien einmal nach mir zu sehen, als sie ein anderer zum Tanz holte. Sie zögerte, ihm zuzusagen, als sie mich auf sich zukommen sah. Aber ich meinte eine andere und war nur in der Richtung gegangen, in der Eugenie ihren Platz hatte, weil das Mädchen, das ich zum Tanz holen wollte, hinter ihr saß.

Nach diesem Fest wälzte ich mich die ganze Nacht schlaflos im Bett. Ich wußte mir nicht zu helfen. Ich sah keinen Weg mehr, auf dem ich noch zu Eugenie gelangen konnte. Alle schienen mir sinnlos. Sie mußte natürlich ganz von sich aus entscheiden. Ich hätte es nicht ertragen, wenn Dankbarkeit oder Mitleid sie zu meinen Gunsten gestimmt hätten. Aber ich wollte auch nicht, daß ein nebensächlicher Unmut, der durch äußere Umstände zwischen uns hineingetragen wurde und mit unserem Wesen nichts zu tun hatte, sie von mir wegtrieb.

Ich wartete, bis es in mir ruhiger war, und als ich annehmen konnte, daß auch ihre Einstellung mir gegenüber sich von allen Trübungen befreit habe, machte ich mich auf zu ihr.»

Bend sitzt eine Weile still. Sein Atem ist kaum zu hören. Da er sich von der Lampe weggewendet hat gegen das Fenster, kann Manuel nicht genau unterscheiden, ob er die Augen geschlossen hat, oder ob er vor sich hinstarrt. Plötzlich, mit einem Ruck, erhebt sich der schwere Körper. Am Fensterrahmen lehnt er sich an. Sucht Bends Witterung den Duft des vom Regen durchnäßten Heus? Sein Kopf lehnt rückwärts. Als er weiterspricht, öffnet er kaum die Lippen.

«Die Bergamasker waren ins Land gekommen. Sie kommen jedes Jahr zur Heuernte. Am Abend sangen sie ihre melancholischen Lieder. Weithin dehnte sich ihre Melodie, und dazu dengelten sie ihre Sensen, fast scheu und sehr bescheiden.

Auch beim Schortahaus hörte ich das leise hämmernde Geräusch, das den frühen Fleiß

Flüchtige Frau in Frankreich. Photo Paul Senn

des kommenden Tages vorbereitet. Es war schwül. Die Luft regte sich nicht. Das hinter dem Hause frisch gefallene Gras schickte alle seine Boten.

Eugenie hatte mich kommen sehen. Sie trat aus dem Hause und faßte mich am Arm. Das hatte sie nicht mehr getan seit unserer Kinderzeit. Sie sprach kein Wort, sondern führte mich am Hause vorbei zu dem Weg, der sich über den Bach und dann weiter hinaufzieht zu der Terrasse am Hang, wo verstreute Lärchen und Fichten eine Art von natürlichem Park bilden. Der Platz heißt Christoleis. Hoch ist dort das Gras und voller Blumen.

Erst als wir unter die ersten Baumgruppen gelangten, ließ sie meinen Arm los. Sie schaute hinüber nach Puntraschigna, das sich uns gegenüber so wohlig in das ansteigende Tal hineinschmiegt.

«Es sind fast nur noch Hotels da drüben.»

Ich weiß nicht, was sie will.

«Bei uns ist es anders. Und es darf nie so werden. Es ist nicht gesund, wenn mehr Fremde am Ort sind als Einheimische. So ein Dorf kann daran zugrunde gehen.»

Sie sagt es mehr zu sich selber, als zu mir. Dann zieht sie mich neben sich ins Gras. Sie reißt einen Halm ab und fängt an, daran zu kauen.

«Bend, immer wenn ich nicht recht weiß, welchen Weg ich gehen soll, bin ich unausstehlich zu dir.»

Obwohl ich mich nicht wehre gegen ihren Ausspruch, ereifert sie sich.

«Es ist schon so. Du weißt dir dann allerdings recht wenig zu helfen. Du verlierst die Ruhe und tust entweder etwas Falsches oder legst die Hände in den Schoß und tust gar nichts, daß man dich anpacken und schütteln möchte.»

Sie schaute mich so innig an wie seit langer Zeit nicht mehr, als sie mich bat, ich möchte sie recht verstehen.

«Ich habe mich entschlossen.»

Es war fast nebensächlich an ihre Bitte angehängt, so daß es Sekunden dauerte, bis es mir einging, daß sich unser Schicksal abzuzeichnen begann.

Mir klopfte das Herz, ich weiß noch nicht, vor Bangigkeit oder vor Freude.

«Man braucht mich in der Gemeinde. So geht es nicht mit dem Pfarrer. Er hat es mir gesagt. Vor einer Woche. Er will keine Fremde hieher holen.»

Von weither und von allen Seiten tönte das Klopfen auf den Sensen. Aber das Pochen meines Herzens war lauter.

«Deswegen habe ich ja gesagt.»

Die Zunge lag wie angetrocknet in meinem Mund.

«Ich muß jetzt Urlaub haben von dir, Bend.»

Urlaub von mir! Macht sie sich lustig über mich? Mir saust der Kopf.

«Ich habe dir schon einmal gesagt, was zusammengehört, bleibt zusammen, auch in der Ferne.»

Bend hat vergessen, daß die Zeit, von der er spricht, längst entschwunden ist. Er erlebt das Erzählte, als geschähe es im Augenblick. Das Gespräch, von dem kein Wort in ihm verloschen ist, hat ihn entführt. Erst jetzt, da die Worte aufhören, kommt er zu sich. Er schweigt. Was jetzt geschah, kann man nicht aussprechen. Weh tut es noch in der Erinnerung.

Er hatte den Arm um sie gelegt, zum ersten Male, er wollte sie an sich ziehen. Sie faßte den Arm und machte sich behutsam frei.

«Bend, wir wollen das nicht tun», hatte sie gesagt.

«Und — der andere?»

«Ich weiß es nicht. Wie soll ich daran denken? Das hat doch mit dem nichts zu schaffen, was ich jetzt vorhabe. Weil ich es muß, Bend! Und weil ich es will! Verstehst du denn nicht?»

Bend hatte wohl verstanden. Aber er konnte nicht damit fertig werden, nie, auch später, auch heute kann er es noch nicht. Er sehnte sich nach Eugenie, wenn er fern war von ihr. Er mußte ihr von Zeit zu Zeit nahe sein, sie sehen, ihre Stimme hören.

«Ich sagte zu ihr», hier nimmt Bend die Erzählung wieder auf: «Er ist ja krank.» Ich schämte mich, als ich es gesagt hatte.

«Es geht nicht um ihn, Bend. Sei nicht kleinlich.»

«Das ist unnatürlich!»

«Vielleicht.»

Ich sagte nichts mehr.

Ihre Finger berührten zart meine rechte Hand, die zwischen uns im Grase lag und die die ganze Last meines bedrückten Leibes stützen mußte.

«Wenn einmal dein Vater nicht mehr lebt, kommst du jedes Jahr in deinen Ferien zu uns ins Pfarrhaus. Das ist dann dein Heim», tönte es nah an mein Ohr wie aus einer anderen Welt.

«Das Weitere wissen Sie.»

Es ist schon spät. Von den erleuchteten Fenstern, die ringsum ausgeplaudert haben, daß da und dort noch Menschen zusammensaßen oder lasen oder arbeiteten, ist eines nach dem andern im Dunkel verschwunden. Selbst hoch in der Mansarde eines Studenten, den die Angst vor dem Examen gepackt hat und an die Bücher fesselt bis tief in die Nacht, ist der Lichtschein endlich ausgegangen.

Die Schritte eines Fußgängers hallen wie in einem hohlen Raum. Lang hört man ihn kommen, lang weitergehen. Es ist wohl ein Bähnler, der vom Nachtdienst heimkehrt. Oder nein, er bricht zum allerersten Frühdienst auf. Der Schritt ist fest und wach, ein Schritt, der einem Beginnen entgegengeht, nicht einer der zurückkehrt zu Rast und Schlummer.

Ein Kauz schreit. Erst nahe, dann aus der Ferne.

Weit und breit ruhen die Menschen, die nicht durch einen besonderen Grund wachgehalten werden wie Bend und Manuel oder wie der Frühaufsteher, der zum Dienst muß.

Die Laute der Natur werden eindringlicher in der Stille, in welcher der Tageslärm sie nicht mehr übertönt. Das Tropfen aus einer Dachrinne, das Rascheln der Blätter eines Baums, der in der Nachtluft auf einmal erschauert, und das Rauschen der Birs, das ein früher Ostwind herüberträgt.

Um dieselbe Zeit steht Eugenie am Fenster ihres Wohnzimmers und lauscht in die Nacht. Sie lauscht auf das Rauschen des jungen Inn, das von der Schlucht heraufdringt. Sie wird bald Abschied nehmen von diesem Rauschen, das ihr Leben bisher begleitet hat.

Der Pfarrer schläft längst und träumt von den neuen Aemtern und Ehren, die ihn erwarten.

Eugenie aber läßt es keine Ruhe. Abend für Abend macht sie sich an Schränke und Kommoden, um alles auszuscheiden, was nicht mitkommen soll in den neuen Wirkungskreis.

Was hat sich nicht alles angesammelt an Briefen und Bildern, an Andenken von früheren Reisen oder von Gästen, die gern hier geweilt haben!

Sie ist streng gegen die Zeugen einer doch liebgewordenen Vergangenheit. Darum wählt sie für ihre Arbeit die Stunden, da der Pfarrer schläft. Allzu vieles würde er sonst vor dem Untergang retten, weil es ihm als Trophäe seines Unternehmungsgeistes oder seiner Gastfreundschaft schmeichelt. Wer weiß, wozu man solche Kleinigkeiten brauchen kann? Den Schritt aufwärts von Schlarigna nach San Murezzan verdankt er schließlich seiner bisherigen Wendigkeit und seinem Geschick, alles, was an ihn herantritt, seinem Erfolg dienstbar zu machen. Warum soll nicht in den aufbewahrten Kleinigkeiten das große Los einer ungeahnten Zukunft stecken?

Eugenie hat den Pfarrer in seiner Art, sich vom Leben tragen zu lassen, nicht gestört. Sie selbst aber baut nicht auf Zufälle, die man ausnützen kann, und Wendungen, durch die man sich vorwärtsschieben läßt. In ihrem Wirkungskreis hat sie sich angewöhnt, fest zuzufassen und nach dem eigenen Gewissen einzugreifen und die Dinge zurechtzubiegen. Je unabhängiger sie vorging von allem, was außerhalb ihres ganz persönlichen Urteils lag, desto richtiger schien es ihr. Und jetzt hatte sie es für richtig befunden, von dem Dorf, mit dem sie so innig verwachsen war, zu scheiden, um sich einer neuen Aufgabe zu widmen, die schwieriger sein wird als die bisherige. Gerade um frei zu werden, wollte sie nicht von einer Vergangenheit begleitet sein, die sie mit Erinnerungen einschläferte, wo eine gesteigerte Wachsamkeit ihre Kräfte der Zukunft zuführen sollte.

Die Briefe und Bilder, die sie nach gewissenhafter Durchsicht vernichtete, waren ihr nicht etwa gleichgültig. Mit den meisten war sie durch Gefühle verbunden, die sie achtete, denen sie aber in ihrem Aufgabenkreis keinen Platz mehr einräumte.

Wieder hat sie in einem Korb voll von Papierschnitzeln eine Unmenge von Erinnerungen begraben. Wieder steht ein Schubfach offen.

Auf dem Tisch liegt neben ein paar Briefbündeln eine Photographie. Es ist das Bild, das Manuel den beiden geschickt hat nach seinem ersten Aufenthalt im Pfarrhaus. Manuel hat eine Widmung an beide Pfarrersleute darauf geschrieben.

Hat Eugenie ein Recht zu zerreißen, was nicht ihr allein gehört?

Sie hat das Bild hingelegt und ist ans Fenster getreten. Das Rauschen von der Schlucht zieht sie in seinen Bann. Gern überläßt sie sich einem Zustand, in dem sich die Umrisse ihrer Gefühle und Gedanken verwischen. Ihr Blick, der lange von dem gestaltlosen Durcheinander in ihrem Innern gefesselt ist, faßt erst mit der Zeit das Flimmern des Flusses in der Ebene. Ruhig und klar fließt der Inn, nachdem er der Schlucht entronnen ist, als wollte er sich Atem holend besinnen.

Das Geräusch eines schlürfenden Ganges, müdes Stolpern auf dem Kopfsteinpflaster der Dorfstraße scheucht sie auf aus ihrem stillen Betrachten.

Von einem Wirtshaus aus dem Dorf kommt ein später Gast. Ein Murezzener ist ein paar trinkfesten Schlarignern in die Fänge geraten. Sie haben zusammen gejaßt, und da gab es keine Ruhe, bis die Bauern den Bewohner des städtischen Kurorts bis aufs Hemd ausgezogen hatten. Die Murezzaner sollen nur spüren, wie es in Schlarigna aufgenommen wird, daß sie dem Dorf seinen Pfarrer wegholen!

Ein eigentlicher Murezzener ist der Heimkehrer zwar nicht. Er ist in Schlarigna aufgewachsen. Als junger Bursche hat er in San Murezzan ein paar Skipreise geholt und ist später als Skilehrer dorthin gezogen. Als dann die Fremden ihre Gunst den nachwachsenden Jüngeren zuzuwenden begannen, hat er sich auf sein gelerntes Handwerk besonnen und grad noch im rechten Moment eine Malerwerkstatt aufgemacht.

Vor dem Pfarrhaus bleibt er stehn. Eugenie löscht das Licht. Sie hört, wie die nicht mehr ganz sicheren Schritte um das Haus herumgehen. Hinter dem Vorhang schaut sie nach dem späten Genossen ihres Wachseins. Es ist Gian Ander, der ihr einst umsonst den Hof gemacht und der dann die Spässe mit dem Languard und dem Albris über sie, den Pfarrer und Bend in Umlauf gebracht hatte.

Er ist am vergangenen Tag nach Schlarigna gekommen, um mit dem Pfarrer über die Instandsetzung des Murezzaner Pfarrhauses zu verhandeln. Er hat sich einen Auftrag geholt, der es wohl wert war, mit den Jugendfreunden gefeiert zu werden, und wenn dabei auch ein paar Fünfliber draufgingen. Oder war es ihm darum zu tun, alte Erinnerungen hinunterzuspülen, die durch das Wiedersehen mit der Frau Pfarrer geweckt worden sind?

Er summt ein romanisches Liebeslied vor sich hin. Seine Stimme überschlägt sich, als er gegenüber Eugeniens Fenster mit dem Rücken an eine Hausmauer stößt. Er bricht ab und schaut nach dem dunkeln Fenster, aus dem doch noch eben ein Lichtschein auf die gegenüberliegende Wand gefallen ist.

«Zwischen Albris und Languard liegt immer noch der Gletscher. Und eiskalt ist er, daß es einen schaudert!» murmelt er in seinen Schnurrbart. Er kichert fast böse dabei und bleibt herausfordernd an die Wand gelehnt, als warte er, ob sich am Fenster jemand rühre.

Soll sie hinter ihrem Vorhang hervortreten und ihm antworten? Aber es wird besser sein, mit ihm zu reden, wenn er nüchtern ist, wie sie es heute schon einmal getan am Nachmittag. Er hat sie allerdings da noch nicht verstanden.

Zu spät hatte sie bemerkt, daß der Pfarrer nicht allein war, als sie aus dem Garten gekommen und in die Stube getreten war, um ihrem Mann die ersten Radieschen zu bringen. In Gedanken war sie noch bei den Worten, in denen Gina ihren Sorgen und Aengsten Luft gemacht hatte. Gina, ihre langjährige Haushilfe, war beunruhigt, wenn sie an das neue Leben in San Murezzan dachte. Eugenie hatte sie als junges Ding zu sich genommen und zu einem tüchtigen Wesen gemacht. Das Mädchen war das Kind einer Hotelangestellten. Einen Vater hatte es nicht gekannt. Die Verhältnisse, in denen es aufgewachsen war, waren nicht dazu angetan, es frei zu machen von den Vorurteilen, die namentlich auf dem Lande um den Sprößling zweifelhafter Geburt immer noch wuchern. Darum hatte Gina bei der Pfarrerin gefragt, ob sie nicht in Schlarigna bleiben könne. Sie fürchtete sich vor den Versuchungen des Fremdenplatzes. So nahe Schlarigna an dem Kurort lag, so unklar war die Vorstellung, die man sich von dessen Leben machte. Groß erschienen in herumgebotenen Gerüchten die Gefahren, die dort mit verlokkendem Gesicht auf die Unerfahrenen warten. Gina hatte geweint und gejammert, sie wisse ja, woher sie stamme, aber sie wisse nicht, ob sie stark genug sei, allem standzuhalten, was ihr dort entgegentrete. Die Frau Pfarrer könne ja nicht immer hinter ihr stehen. Und die und jene seien auch gestrauchelt, obwohl man es ihnen nie zugetraut hätte.

Eugenie hatte gelacht.

«In welcher Fastenpredigt bist du denn gewesen? Man könnte meinen, ein zweites Sodom und Gomorrha sei erstanden. Wart nur, wir wollen es schon ausräuchern zusammen, wenn es nötig ist. Suche nur ein paar gute Salatköpfe aus, damit wir uns die rechte Kraft anessen können.»

Damit hatte sie Gina stehn lassen, die ihr halb verdutzt über den währschaften Ton, halb beschämt über den eigenen Kleinmut nachschaute.

Und doch war der Spruch von dem Salat und der Kraft nicht nur Spaß, so forsch er geklungen hatte.

Eugenie war nicht frei von Angst vor dem neuen Wirkungsort. Als sie mit dem Pfarrer den Bund eingegangen war, hatte sie ihr Verwachsensein mit ihrem Dorfe und ihr sicheres weibliches Gefühl für das Wohl und Wehe des eigenen Heims einzusetzen. Sie kannte ihr Feld. Sie war aus demselben Stoff wie die Andern. Vielleicht war sie die Schwierigste von allen und ist doch mit sich fertig geworden.

Was befähigte sie für das Amt am fremden und so andersgearteten Ort?

Sie hat in Jahren gelernt, zu sehen, wo und wie man eingreifen muß. Sie weiß, wo und wann und wie lange man die Anhänglichkeit an Gegebenes und Festgefahrenes schonen muß. Gerade mit dieser Rücksichtnahme hat sie erreicht, daß man ihr Gefolgschaft leistete bei allem, was sie einführte. Sie wußte ihre Neuerungen so vorzubereiten, daß das ganze Dorf sie aufnahm, wie etwas Vertrautes. Wenn sie einen Kurs für Säuglingspflege veranlaßte, so stand sie den Leitern zur Seite und ließ diese anknüpfen an die herkömmlichen Gewohnheiten, wie sie ein jedes von Mutter und Großmutter gelernt hatte. Das Alte wurde nicht kritisiert, es wurde als Grundlage benützt, auf dem das Neue unmerklich aufgebaut wurde. Bei einer Schulung für gesundes Kochen ließ sie bei den ortsüblichen Gerichten beginnen und führte hinüber auf die Ernährungsweise, wie sie die hygienischen Erkenntnisse forderten. Eine ihrer wichtigsten Sorgen war die Jugend der Gemeinde. Sie stand nicht nur den Eltern der Konfirmanden und Konfirmandinnen mit ihrem weitsichtigen Rat zur Seite, der wertvoll war, weil sie alle Unterweisungskinder genau kannte, sie bemühte sich auch, Lehr- oder Haushaltstellungen für ihre Schützlinge zu finden. Aber es genügte ihr nicht, jedes an einem Platz zu wissen, sie unterhielt auch nachher eine rege Korrespondenz mit den meisten, durch die sie auf dem laufenden blieb darüber, wie jedem einzelnen die Fremde bekömmlich sei, und durch welche die jungen Menschen gezwungen wurden, jemand Rechenschaft abzulegen über das, was um sie vorging. Die ältere Generation wußte sie sich zu verbinden, indem sie nach und nach eine Bibliothek anlegte, durch deren Auswahl sie unmerklich Einfluß nahm auf die Bewohner des Dorfes. Beim gemeinsamen Spinnen traf man sich nach wie vor, und von da aus gelang es ihr, manchen alten Brauch, der am Einschlafen war, zur allgemeinen Freude wieder aufzufrischen. Mit gesundem Sinn und mit einem manchmal sogar recht kräftigen Humor hat sie falsche Empfindlichkeit aus dem Weg geräumt, und manches Brücklein hat auf die Weise Getrenntes wieder zusammengebracht. So konnte man mit Recht davon reden, es sei ein guter Geist in der Gemeinde. Alles, was nicht ganz in Ordnung war, werde bedeutungslos, weil es sich an der Sonne von Eugeniens unter alle verteilten Liebe in nichts auflöse.

Das Bewußtsein dessen, was einmal erreicht war, hat ihr den Mut gegeben, den Kampf jetzt auch am neuen fremden Ort aufzunehmen, wo vielleicht gerade jemand wie sie nötig war, weil die Abwehr, die sich den gemischtesten Einflüssen eines alles gleichmachenden Allerweltslebens aus gesundem

Eigensinn entgegenstellt, am Erlahmen ist und einen neuen Auftrieb braucht. Und während der Pfarrer durch Förderung der Fremdenindustrie Erfolg und Ehren ins Haus bringt, hofft sie in aller Stille, die schöne Gabe der Gastlichkeit von der Industrialisierung zu befreien.

Ginas Aengste hatten wieder Zweifel in ihr geweckt, ob ihre bisherige Art, die Sache in die Hand zu nehmen, genüge, um dem Ungewohnten beizukommen, und diese Zweifel beschäftigten sie, als in der Stube plötzlich Gian Ander auf sie zutrat und ihr mit dem sichtlichen Stolz, daß er es zu etwas gebracht habe, die Hand entgegenstreckte.

Wenn sie etwas brauche oder etwas wissen wolle, fügte er nach dem Gruß hinzu — man verstehe schon, daß am neuen Ort nicht alles von selber gehe, und er und seine Frau stellten sich ihr jederzeit zur Verfügung.

Es klang beinahe ein wenig gönnerhaft, wie Ander seine Dienste anbot. Es blieb Eugenie kaum Zeit zu danken, da Robert, der etwas nervös am Fenster Ausschau gehalten hatte, sie unterbrach.

«Direktor Liun!»

Ein großes Auto war vorgefahren. Ein Herr von ungefähr vierzig Jahren mit glattrasiertem Gesicht und randloser Brille entstieg ihm; der Direktor eines der großen Hotels von San Murezzan.

Der Pfarrer hatte ihn erwartet zu einer Besprechung über Angelegenheiten des Verkehrsvereins, in dessen Vorstand er sozusagen von Amts wegen eine Funktion übernehmen sollte. Liun grüßte Eugenie freundlich im ... romanischen Heimatidiom. Aber als er Ander sah, verlor sich die Freundlichkeit. Ohne Rücksicht darauf, daß er sich im Hause eines Fremden befand, schimpfte er in derben Worten auf die Malarbeit, die Anders Firma an seiner Garage geleistet habe. Da sehe man, daß kein Verlaß sei auf die Einheimischen. Man müsse eben die Leute aus dem Unterland kommen lassen, wenn man nicht angeschmiert werden wolle.

Eugenie sah Liun zum erstenmal, obwohl er auch Engadiner und im Engadin aufgewachsen war. Er hatte lange Zeit im Ausland gelebt. In Kairo war eines der gesuchtesten Hotels sein Werk. Wie er Ander anfaßte, mißfiel ihr im höchsten Grade. Und doch war ihr der Mann selbst nicht zuwider.

Noch betroffener war sie über die ergebene Miene, mit der Ander das Gewitter über sich ergehen ließ. Er entschuldigte sich, es sei der erste Anstrich und es habe draufgeregnet. Aber als Liun die Entschuldigung mit weiteren Scheltworten überging, nahm dieser es schweigend hin.

«Man muß die Leute hart anfassen», sagte Liun, als er mit dem Pfarrer in dessen Arbeitszimmer hinaufstieg, «die Engadiner meinen immer, der Herrgott habe ihnen alles geschenkt, damit sie sich's wohl sein und daß sie sich's von andern zahlen lassen.»

Sie konnte sich kaum beherrschen.

«Warum läßt du das auf dir sitzen?»

Ander stotterte etwas, wie: wenn er nicht schweigen könne, so müsse er seinen Laden bald schließen, und noch ein paar Ausflüchte, die aber in seiner kleinlauten Verlegenheit untergingen.

Eugenie erwiderte, wenn er liederliche Arbeit geleistet, so müsse er ja wohl stillhalten, wenn sein Kunde sich in seinem Benehmen vergesse. Wenn er sich aber im Recht fühle, so begreife sie nicht, wie ein Mensch, der auf eigenen Füßen stehe, vom andern nicht verlange, daß er ihn als seinesgleichen behandle.

«Du denkst eben, wie man in Schlarigna denkt. Das wirst du dir in San Murezzan abgewöhnen müssen.»

«Die Menschen in San Murezzan werden nicht anders sein als irgendwo. Man muß sie nur richtig in die Finger nehmen!»

Eugenie schaudert jetzt ein wenig, wenn sie an den selbstsicheren Ausdruck denkt, mit dem sie die Worte am hellen Tag Gian Ander ins Gesicht geworfen hat.

Sie wird es nicht leicht haben, den Leuten dort oben in ihrer neuen Gemeinde beizubringen, auf was es ihr ankommt. Sie wird erst langsam den Zugang zu ihnen suchen müssen.

War sie denn wirklich bereit für das schwere Werk, das in dem Ort auf sie wartete, der einmal als Dorf, einmal als Stadt behandelt sein wollte, in dem das Nebeneinander von ursprünglicher Einfalt einerseits und verwöhnter Großmannssucht und Raffgier andrerseits so manchem zum Verhängnis geworden war?

Blitzartig ist der Nachmittag und das, was sie seither beschäftigt hat, an ihr vorbeigeglitten, während sie hinabsieht auf Ander.

Der sucht unten im Dunkeln nach einem Steinchen, das er an das Fenster werfen könnte. Aber er findet keines.

«Wart nur, wenn wir dich in die Finger nehmen!» ist alles, was er, die Worte Eugenie hämisch nachäffend, hinaufbrummt. Dann macht er sich auf den Weg, der Abkürzung nach San Murezzan zu.

«Ja, ja, nehmt mich nur in die Finger! Ich bin bereit.» Laut und fest sagt sie es. Fast fremd, wie von einem andern Menschen gesprochen, kommen ihr die Worte vor im dunkeln Raum. Schnell macht sie Licht.

Da liegt die Photographie von Manuel.

Soll sie sie zerreißen? Soll sie sie behalten?

Daß sie nicht darüber verfügen dürfe, weil sie auch dem Pfarrer gehöre, erscheint ihr jetzt wie eine Ausrede. Sie muß entscheiden.

Sie legt sie fort. Sie wird die Photographie behalten.

Manuel war aus der Welt Bends zu ihr gekommen, wie ein Bote aus jenem anderen Leben, aus welchem sie den Atem schöpfte, der sie lebendig erhielt in der Dürre, die sie um Stolz empfand. Er war zum Mahner geworden in einer Zeit, da sie in einer bitteren Entfremdung von ihrem Mann zu versinken drohte, dem sie in seinem Amt zwar mit vollem Einsatz zur Seite stand, dessen Art ihr aber ferner und ferner wurde, je mehr sie ihr auf den Grund ging. Sie hatte sich um seiner Aufgaben willen mit ihm verbunden, aber was sie zu deren Erfüllung beitrug, schöpfte sie aus dem Bunde mit Bend, dem jungen Bend, der von Anregungen überströmte, wenn er mit ihr zusammen war. Manuel war das Abbild des jungen Bend, dem sie nie mehr entfliehen konnte oder wollte, der allem aufgeschlossen war, was mit irgendwelchen Forderungen an ihn herantrat, immer bereit, zu geben.

Und da es sie getrieben hatte, sich auch mit dem Widerspiel ihres Freundes über alles auszutauschen, was sie beschäftigte, da sie mit ihm über vieles stritt, um sich selbst klarer zu werden, hatten sie Erinnerung und Sehnsucht berauscht. Lind und lau war die kühle Luft ihres Hauses geworden, und Eugeniens beherrschtes Wesen verlor sich in einem Zustand von Verliebtheit, in dem sie sich gar nicht zuhause fühlte. Nicht daß dämmerige Empfindungen sie nie umstrickt hätten, aber sie war immer über sie Meister geworden. Auch nach Manuels Abreise wurden die Wünsche, die um ein geliebtes Menschenbild kreisten, bald abgelöst durch Eugeniens unaufhörliches Wirken, in dem die Früchte des Zusammenseins mit dem jungen Menschen aufgingen. Und als Manuel ihr und ihrem Manne seine Photographie übersandte, konnte sie sein Antlitz ohne das Weh betrachten, das in allem Unerfüllten ist. Was sich zwischen ihnen zu erfüllen hatte, hatte sich erfüllt. Mit Manuels Wesen bleibt sie verbunden, gleichgültig, ob seine Erscheinung ihr Freude macht oder nicht.

Manuels Bild ist für ihre weitere Lebenshaltung zum Symbol geworden. Aus ihr heraus muß sie es auf sich nehmen, auch einmal hart zu erscheinen. Aus ihr heraus hat sie den Brief an Bend geschrieben.

Ihre Gefühle zu dem Jugendfreund sind unveränderlich. Auch jetzt in der einsamen Nachtstunde ist ihr, als wäre er in ihrer Nähe, und ihr Atem geht schneller, da sie daran denkt, daß er leiden wird wegen ihres Briefes. Ihre Augen sind weit geöffnet, und leise formen ihre Lippen den Namen des Geliebten. Aber sie weiß, daß er nicht zu ihr kommen darf, bis er verstanden hat, was sie von ihm erwartet.

Aus demselben Boden sind sie herausgewachsen, und ihre Wurzeln haben sich vereint. Er war glücklich, daß sie auch weiterhin um seinen Stamm rankte, um zu blühn und Früchte zu tragen, und er gab sein Mark hin an ihr Leben und vergaß, daß er reich war nicht nur für sie, sondern für viele.

Er bannte seine Säfte in die Wurzeln zurück, die sich im dunkeln Grunde verstecken, und ließ die Aeste und Blätter verwelken, die umsonst in die weite Luft hineinragen.

Das ganze Jahr war für ihn nur ein Sehnen und Träumen, und erst die Ferien bei ihr erschienen ihm als Leben. Aber auch da war in letzter Zeit alles ein stiller Rausch.

Sie will, daß er wieder sein eigenes Leben lebt. Allein, ohne seine Hilfe, will sie vorwärts gehn. Sie muß es können. Schon um Bends willen. Jetzt fürchtet sie nicht mehr Ander

Bleibe, du Dämmerschein,
banges Verschwimmen der Dinge.
Höre den Abend. Er bringe
Töne, uns zu befrein.

Oder in Traum und Ruhn
unsere Herzen zu stoßen
oder mit antwortlosen
Fragen uns weh zu tun.

Stunde, du kommst und verrinnst,
aber du bringst im Verfließen
Bäume und blühende Wiesen,
Winde und braunes Gespinst.

und Liun, jetzt machen ihr Ginas Aengste keine Sorgen. Sie sieht klar, wie sie erfüllt ist von Bend. Das wird ihre Haltung kräftigen. Allein muß sie ans Werk. Auf ihr darf nicht das Gefühl lasten, daß sie von den Kräften eines andern zehrt.

Sie löscht das Licht und geht ins Schlafzimmer.

Der Pfarrer dreht sich im Bett. Er holt zweimal stark Atem. Dann schläft er wohlig weiter, dem neuen ehrenvolleren Wirkungskreis entgegen.

Unten rauscht der Inn. Sonst hört sie nur ihren eigenen Pulsschlag.

Dort oben in San Murezzan wird es stiller sein. Sie wird auf den See hinunterschauen, dessen Wasser man nicht ansehen kann, daß es schäumend und wild von den Bergen herabtobte, bevor es so ruhig wurde, wie es jetzt daliegt.

Auch bei Dr. Saluz ist es still geworden.

Nach der Erzählung Bends hat Manuel lange in der Tasse gerührt, obwohl er keinen Zucker genommen hatte. Und das Rühren ist immer hastiger geworden. Es ist Manuel, als stünde Eugenie vor ihm. Die Gedanken und Empfindungen fliegen hin und wieder zwischen der Stadt da unten am Rhein und dem hochgelegenen Tal des jungen Inn.

Manuel schaut jetzt unbeirrt in ihre Augen.

Damals war er diesem Blick ausgewichen, weil er ihn nicht richtig verstand. Diese Augen erschienen ihm durchdringend und fordernd zugleich. Er fürchtete, durch die Erwiderung ein persönliches Versprechen zu geben, dessen Bindung ihm vom Schicksal noch nicht auferlegt werden sollte.

Noch am Bahnhof beim Abschied hatte er es vermieden, sie länger anzusehn. Vom Wagenfenster aus, als der Zug sich in Bewegung setzte, mußte er den Augen zum letztenmal standhalten. Zum Glück drängte sich Roger dazwischen, der ihm nocheinmal bezeugen wollte, daß er ihn ins Herz geschlossen hatte, indem er den nächsten besten Stein aufhob und diesen, dem Wagen nachlaufend, Manuel als Andenken in die Hand drückte. Aber Eugeniens Blick war zwingend wie ein Auftrag, und obwohl Roger keine Verrenkung zu beschwerlich war, um seinem Winken mehr Ausdruck zu geben, hatte Manuel über ihn weg nach der Frau sehen müssen, die unbeweglich stand und dem Entschwindenden nachschaute.

Jetzt sind sie wieder vor ihm, diese Augen, und er kann in ihnen lesen.

Sie binden nicht, aber sie verpflichten einfach dadurch, daß sie ihn eines freudigen Wohlgefallens wert erachten.

Er muß an den eben vergangenen Abend denken, an die Geborgenheit, die er im Zunfthaus zu spüren bekommen hat, an seine Ueberlegungen, die um Annemarie herumspielten, an die Vorschläge, die ihm gemacht worden sind und die ihm die Türe zu einer sorgenfreien Zukunft öffnen können.

Durch Eugeniens Augen hindurch erscheinen die Bäume des Margarethenparks und in deren Schatten ein Tennisplatz. Manuel läuft keu-

chend den Bällen nach, die Annemarie ihm entgegenwirft, und kommt sich lächerlich vor, weil er keinen trifft.

Aber das spukhafte Spiel verblaßt vor den harten Umrissen eines fremden Geschicks.

Eugenie hat ihn an dem Bund einer großen nie zur Ruhe kommenden Liebe teilnehmen lassen, und Bend hat ihn wert befunden, die Beichte dieser Liebe abzunehmen.

Die beiden haben ihn hinweggehoben über alle verwirrenden Zufälle des Lebens in einsame Höhen, von wo man betrachtend das emsige Geschiebe scheinbarer Willkür übersehen lernt.

Soll er am Morgen hingehen zu der Verabredung? Aber er kann ja Annemarie nicht stehenlassen. Annemarie — — Was hat sie mit jener gesetzten Bürgerlichkeit zu tun, die ihn gestern abend mit Stolz und Wohlbehagen erfüllt hat, und von der er sich jetzt soweit entrückt fühlt? Kennt er denn Annemarie? Er hat sie einmal gesehen, und sie hat Eindruck auf ihn gemacht. Sie haben sich dann eine Weile gut verstanden, wenigstens schien ihm das so.

Bends Stimme scheucht ihn auf. Nicht allzubestimmt mahnt er Manuel an den Bericht, den dieser noch zu schreiben hat, und er dankt ihm dafür, daß er sich bei ihm aussprechen durfte, mit einem Unterton, aus dem Manuel heraushören muß, daß er jetzt bei Bend bleiben muß. Dessen Angst vor dem Alleinsein überträgt sich auf ihn, als würde er sie selber empfinden.

«Zu schlafen lohnt sich nicht mehr. Wie wär's, wenn wir einen Gang machten in den beginnenden Morgen?»

Bend ist wie erlöst. Er wehrt sich nicht gegen das Anerbieten des jungen Freundes.

Sie schreiten miteinander den Hang hinauf, der als erste Hügelwelle eine Ueberleitung bildet vom Rheintal zum Jura.

Es ist die Zeit in der Nacht, wo die Sterne ihren Glanz verlieren, wo der, der unentrinnbar wachliegt und grübelt, in dem Netz sich jagender und immer müderer Ueberlegungen zu ersticken droht, wo mancher mit dem Mut der Verzweiflung zu Bekenntnissen bereit ist, die er als Ausgeburten eines Irrwahns in seine innersten Abgründe zurückbannt, wenn der wache Schein des Tages seine Einsamkeit verscheucht, wo alles, was uns drückt, sein Gewicht ins Unmäßige steigert, und wo, wer seinen festen Stand verliert, in einem Meer ohne Ufer zu schwimmen meint, weil diese vom Dunkel entrückt sind.

Die Bewegung an der kühlen Luft und das Einatmen des Duftes der erfrischten Pflanzen befreit die Beiden von solchen Spannungen.

Sie steigen durch ein kleines Wäldchen. Unter den Bäumen ist es so finster, daß sie dann und wann unsanft an einen Stamm stoßen oder über eine ausgreifende Wurzel straucheln. Aber sie empfinden den Schmerz nicht. Schweigend gehen sie nebeneinander her. Es braucht keine Worte, sie zu verbinden, da ihre Gedanken in wilden Wirbeln umeinander kreisen und nur auseinanderfallen, um sich in neuer Umschlingung zusammenzuketten.

Erst als sie auf weites Wiesland hinaustreten, bleibt Bend stehn. Er schaut zurück auf die Stadt, wo die vielen Lichter schon blaß erscheinen. Dann schreiten sie an den vereinzelten Villen vorbei, die als Vorposten des unten liegenden Häusermeers dem Land entgegenstreben, auf die Anhöhe, wo der Blick sich auftut auf das Land hin zu den gedehnten Zügen des auslaufenden Jura. Da wo sich seine letzten Höhen zum Rhein hin ziehn, um auf der andern Seite vom Schwarzwald abgelöst zu werden, leuchtet schon der erste Schimmer, der den neuen Tag ankündet.

Manuel wirft einen Blick auf Bend. Dieser fühlt die Besorgnis des Freundes. Ein scheues Lächeln gleitet über sein Gesicht, als wollte es Manuel beruhigen. Aber das Weh, das es in sich birgt, bleibt allein auf Bends Zügen hängen, als das Lächeln verflogen ist.

«Und Eugeniens Brief?» kommt es aus Bend, und die Stimme verhakt sich bei dem Namen in irgendetwas, das in seinem Halse aufsteigt.

Sie sind jetzt auf der Bastion angelangt, die als Bekrönung der Höhe aus irgendeiner kriegerischen Zeit übrig geblieben ist. Am Tag ist sie mit ihren Wällen und Gräben den Kindern ein beliebter Spielplatz. Die Erwachsenen besuchen sie gern um der schönen Rundsicht willen, die man von ihr aus genießt. Jetzt ist auf ihr kein Mensch zu sehn und man hört nur das Rascheln der erwachenden Vögel in den Büschen.

Die beiden Männer halten an und schauen nach den Bergesrändern hinüber, die jetzt noch schwärzer erscheinen, weil dahinter die Helle schon zugenommen hat.

«Und?» fragt Bend, da der Freund keine Antwort findet. Manuel hält wieder Zwiesprache mit Eugenie. Er forscht in ihren Augen und findet keine Härte in deren Grund, aber aus tiefster Tiefe leuchtet das Feuer der Unbedingtheit. Sie hegt und behütet es, damit es überall da bereit sei, wo es Wärme und Licht spenden soll, und damit es nicht nach Willkür sich ausbreite zu verheerender Brunst.

Es fällt ihm schwer, dem reifen Manne, den er von Herzen verehrt, zu antworten. Aber er redet sich ein, nicht er sei es, der das Wort nun an Bend richtet, sondern sein Mund vermittle, was Eugenie zu sagen habe.

«Der Brief ist erfüllt vom Bekenntnis ihrer Liebe», hört er sich sprechen.

Bend nimmt seinen Arm und zieht ihn fort von den Bäumen und Büschen, da die Vögel sich jetzt auf ihren Zweigen dem lauten Gezwitscher ergeben, mit welchem sie den letzten Rest von Schlaf abschütteln und mit dessen Fröhlichkeit sie verkünden, wie sehr dieser sie erquickt hat. Er will ungestört Manuel zuhören.

Manuel erkennt seine Verantwortung. Was er sagt, darf Bend nicht noch mehr verzaubern, es soll ihn vielmehr lösen aus dem Bann, dem er seit Jahren verfallen ist. Doch darf das Erwachen nicht hart sein. Bends Wunde ist offen und muß mit behutsamer Vorsicht gepflegt werden.

Aber bevor Manuel weiterspricht, rückt die Sonnenscheibe hinter den Höhenzügen hervor und gießt eine plötzliche Freude über die Landschaft.

«Heut eine Wanderung ins Engadin!» bricht es aus Bend hervor.

«Warum ins Engadin? Warum nicht dort hinaus über den Blauen?»

Die Morgenfrühe und die zarten Färbungen der Hügel und Berge, die sich rings um die Stadt allmählich oder plötzlicher aus der Ebene des Rheintals erheben, füllen Manuel mit einem Wonnegefühl, das überschäumen muß. Wohin er schaut, fallen ihm Wege ein, die zu immer neuen Reizen führen. Er schwärmt von den Juraweiden mit ihren grasenden Pferden. Wenn sie durch das breite Felsentor von Gempenstollen und Eggberg dem Lauf der Birs folgen an den Flühen vorbei, die überall aus den Wäldern schauen, kommen sie dahin. Dann deutet er auf die Dörfer hinter der Stadt, die sich an die Hänge betten, welche die Ufer der Wiese bilden. Diese würden die Wandernden zu den tannenbewachsenen Kuppen des Schwarzwalds führen. Rheinauf und rheinab muß Bend den Verlockungen des Begeisterten folgen.

«Sie wohnen hier bei uns und Sie wissen nicht wo Sie wohnen. Sie warten Jahr um Jahr auf die Ferien, die Sie ins Engadin bringen. Und nur im Engadin leben Sie.»

Bends Ausdruck ist fast trotzig. Aber Manuel läßt sich nicht mehr abschrecken. Es ist, als ob ihm Eugenie zu Hilfe käme. Und wenn er sagt, daß ein Erleben, wie es Eugenie und Bend zuteilgeworden sei, nicht in einem Traumzustand vergehen dürfe, sondern daß die Menschen, die ein Schicksal gereift habe, für eine werdende Zeit fruchtbar werden müssen, so ist das mehr als jugendlicher Ueberschwang. Denn hinter der Forderung steht Eugenie, die sich freimacht von den scheinbar unlösbaren Bindungen an die engste Heimat, um den neuen Pflichten entgegenzugehen, von denen sie gerufen wird. Und sie will, daß Bend folgt, nicht an den neuen Ort, aber zu einem neuen Tun, in dem sie verbundener sind als durch örtliche Nähe.

Bends Kopf hängt schwer auf die Brust. Warum hatte er auf den Vater Rücksicht genommen? Hätte er den Beruf aufgegeben und wäre er Bauer geworden, wie es der alte Schorta wünschte, Eugenie wäre jetzt seine Frau.

Manuel spürt, daß er noch nicht viel weiter ist mit Bend, aber er läßt sich nicht entmutigen.

«Sie haben mir das Engadin gezeigt. Und wie haben Sie es gezeigt! Wie es nur die Liebe zeigen kann. Und ich habe mich von Ihrer Begeisterung hinreißen lassen. Und als ich nach Hause kam, da waren meine Augen offener als vorher. Ich sah nun die Schönheiten, an denen ich vorher fast vorbeigegangen war. Lassen Sie sich jetzt hier von mir führen. Wir wollen nicht mehr Homer lesen. Wir wollen hinausgehen zusammen, damit Ihre Füße unsern Boden berühren, damit das Wasser unserer Quellen Ihren Durst löscht, und das Laub unserer

Bäume Ihnen Schatten spendet, und damit Ihre Hand den Händedruck neuer, unbekannter Menschen empfindet.»

Sie sind bei einer Bank angelangt. Bend sieht auf Manuel, dann senkt er seinen Blick. Er muß sich setzen. Man kann doch Eugenie nicht aus ihm herausreißen!

Manuel setzt sich neben ihn. Die Verzweiflung des Aelteren geht ihm zu Herzen. Aber Eugenie schreibt ja doch, wo das Eine ist, trägt es das Andere in sich.

So gut er es kann, versucht der Schüler seinem ehemaligen Lehrer auseinanderzulegen, wie ihm alles erscheint.

Für Bend ist es wie das Erwachen aus einem Rausch, in den er sich geflüchtet hat. Die Züge seines Gesichts erschlaffen, sein Blick wird leer. Der kleine Lucius, Manuels Bruder, hätte sich nicht zu entschuldigen brauchen wegen der Verse gestern abend am Telephon. Die Stunden werden morgen ausfallen. Was soll Bend noch da? Ist er nicht ein Toter?

Aber als Manuel Eugenie in leuchtenden Farben zu schildern beginnt, als er von den Augen redet, die Bend doch zu kennen meinte, als er den Segen beschreibt, der überall um sie entsteht, da wird Bend doch ein wenig irre an seinem Trotz. Die einfachen, aber beschwingten Worte des jungen Menschen, der Eugenie gesehen hat ohne jede Verblendung, der sie bewundert, ohne etwas von ihr zu verlangen, zwingen den Verirrten zur Umkehr. Er lauscht williger, aufmerksamer. Seine Verstocktheit fängt an, sich zu lockern. Seine Gedanken werden ruhiger, und wo sie vorher sich in der Abwehr gegen ein angetanes Leid verkrampft haben, glätten sie sich zu einer besinnlichen Schau.

Mußte er arm sein, weil er geizig war und nur für sich behalten wollte, was er gerade darum nie besaß?

Er seufzt tief, aber es ist, als ob er sich von einer Last zu lösen begänne.

Sie sind in den Wald gekommen. Das Singen der Vögel, vor dem er eben noch davongelaufen ist, stört ihn nicht mehr. Im Gegenteil, er sieht hinauf in die Zweige und sucht die kleinen Sänger mit den Augen, ohne auch nur eins von Manuels Worten zu überhören.

Der läßt nicht mehr locker.

«Wenn Sie wüßten, wie die Buben Sie lieben! Was Sie uns in ihrem Unterricht erzählt haben, das haftet in uns, als gehörte es zum Schicksal eines jener Helden, die für uns unantastbar waren in jenen Jahren. Aber Sie erzählten es Eugenie. Wir waren Luft für Sie. Zum Glück haben wir es nicht empfunden, so reich sind Sie. Aber unsere Begeisterung gab Ihnen nichts, denn sie war Ihnen gleichgültig.»

Was Manuel da sagt, ist wahr. Bend geriet in der Schule wirklich erst in Schwung, wenn er hinter den Knaben und Jünglingen, die ihm alle andächtiger lauschten, als man von ihrem Alter mit allen seinen Ablenkungen im Durchschnitt erwarten kann, das Antlitz Eugeniens erblickte, so wie sie aussah, als er das letzte Mal bei ihr war, oder auch als Kind oder wie bei der Schlittenfahrt.

Jetzt versucht er sich die jungen Schülergesichter vorzustellen, wie sie in den dunkleren Tiefen seines Bewußtseins versunken sind. Es kostet ihn Mühe. Nicht alle lassen sich mehr aufwecken. Aber sie kommen aus vielen Jahrgängen und sind heiter und erwartungsvoll. Und ihre Erwartung wirkt auf ihn jetzt fast wie eine Anklage.

«Wenn sie Ihnen das Engadin verbietet, so liegt darin ein Gebot: Sie sollen sich dem Lande auftun, in dem Sie arbeiten und den Menschen, die Ihnen anhängen.»

Bend muß lächeln über die Art, wie Manuel ihn zu nehmen weiß.

«Du machst einen Wanderplan für diesen Sommer», sagt er fast froh, hält dem jungen Freund die Hand hin und drückt sie lange, um ihm seinen Dank auszudrücken und um das Du zu bekräftigen, mit dem er ihn anredet.

Manuel erwidert es herzhaft. Es ist das richtige Zeichen dafür, daß sie sich in der vergangenen Nacht so nahe gekommen sind, wie nur möglich.

Beide schreiten jetzt kräftig aus. Die Sonne wirft ihre Lichter durch Laub und Stämme, und ihre Wärme tut wohl. Manuel beginnt ein Lied vor sich hinzusummen, und Bend stimmt bald ein. Auch die Empfindungen der beiden Wandernden sind lebhafter und leichter. Jeder schwärmt aus in seine eigene Welt. Die Verschlingungen ihrer Gedanken, die zum quälenden Wirrsal geworden waren, haben sich völlig gelöst. Bend macht Pläne für die Schule, und Manuel gehen die Vorschläge der Redaktion durch den Kopf.

«Weißt Du, was ich jetzt am liebsten möchte?»

Manuels Stimme hallt lustig durch den Wald, da er auf dem schmalen Pfad ein paar Schritte vor Bend geht. «Immer so weiter wandern ohne Ziel. Einmal müßte es sich schon erweisen, wozu ich ausgezogen bin.»

Vom nächsten Dorf hat die erste Trambahn sie in die Stadt zurückgebracht. Sie haben noch Zeit gehabt, sich zuhause zu erfrischen. Jetzt sitzt Manuel auf einer Bank bei einem der Tennisplätze in dem alten Park. Es hat längst sieben Uhr geschlagen, als Annemarie fast außer Atem erscheint.

Sie entschuldigt sich. Sie hat sich verschlafen, da sie natürlich mit Dr. Mühlemann noch lange gesessen haben. Manuel freut sich, daß er keine Müdigkeit verspürt. Allerdings sieht man auch Annemarie nichts an. Sie ist so frisch, wie alles an diesem Morgen.

Sie bemerkt, daß er nicht im Spieldreß ist, und fragt ihn, ob er das berufliche Angebot von gestern so schwer nehme, daß er sich die freie Stunde nicht mehr erlaube. Aus ihrer Frage klingt Bedauern, aber auch angriffslustige Schelmerei.

«Im Gegenteil», erwidert er mit fester Stimme, «ich möchte mich sogar noch freier machen, als bisher.»

Das interessiert Annemarie. Gern opfert sie das Spiel, das ja wohl nur der Vorwand war, um dem neu gewonnenen Kontakt mit Manuel aus den zaghaften Anfängen herauszuhelfen. Sie schlägt einen Gang vor, und sie schlendern unter den schönen alten Bäumen dem Bauernhof und dem Kirchlein zu, von dem man auch über die Stadt sieht, wie von der Bastion, nur aus greifbarerer Nähe.

Ueber den Dächern ragen Türme aus allen Zeiten in den Himmel und dahinter die schlanken Schlote, die mit ihrem Rauch bezeugen, daß überall schon fleißig gearbeitet wird.

Manuel fühlt sich so frei, als seien sie schon lange befreundet. Die Gedanken und Berechnungen des vergangenen Abends sind in weite Ferne verflogen und haben sich dort im Dunst verflüchtigt.

Er bekennt, wie sehr er die Ehre des gestrigen Angebots empfunden habe, und wie leicht es die Herren von der «Neuen Zeitung» als eine anmaßliche Ueberheblichkeit deuten könnten, wenn er es nicht annehme. Aber er glaube, er sei noch nicht reif, sich festzusetzen in seiner Heimatstadt. Es wäre gut, wenn er sich noch anderswo in der Welt umtue, wo man nicht so behütet sei und sich selbst helfen müsse, wenn man einmal den Kopf anschlage.

Sie unterbricht ihn kaum. Aber wenn er einmal mit einem Blick auskundschaftet, wie sie aufnimmt, was er berichtet, so erwidert sie diesen freundlich und ermutigt ihn mit heitern Augen, fortzufahren.

Sie stehn jetzt an der niedern Mauerbrüstung vor dem Kirchlein. Annemaries Zeigfinger spielt mit den Linien eines der vielen alten in den weichen Sandstein eingegrabenen Zeichen, verschlungene Initialen von einem Herzen gerahmt.

Als die beiden jungen Leute sich unwillkürlich anschaun, müssen sie lachen.

«Mama hat sich in Sie verliebt!» Annemarie hat das Lachen noch in der Stimme. «Sie wird Sie einladen. Und dann werden Sie überall herumgereicht. Man wird Ihre Artikel bewundern. Und Sie werden hören, was die Leute gern lesen. Schreiben Sie das nicht, so nimmt man es übel. Schreiben Sie es, so haben Sie Ihre Persönlichkeit verkauft. Es ist vielleicht wirklich gut, daß Sie sich nicht einfangen lassen.»

Manuel ist froh, daß Annemarie ihn so gut versteht.

Da sie sich ausmalt, wie sie selber Dr. Mühlemann auf die Absage vorbereiten will, wird sie immer lebhafter.

«Dr. Mühlemann wird schließlich selber zur Absage raten, wenn ich es richtig anstelle. Denn er hört auf mich.»

Sie sagt es mit einer Selbstverständlichkeit, wie es nur sichere Menschen können. Der bewundernde Blick Manuels muß ihr das zum Bewußtsein gebracht haben. Denn sie senkt ihren Kopf in einer plötzlichen Befangenheit.

Vor ihr liegen die Zeugen von so vielen Liebesbündnissen in Buchstaben, Daten und Jahreszahlen niedergelegt. Sie sind fast alle

schon ein wenig verwittert und haben einen grünlichen Schimmer von Moos. Aus der jüngsten Zeit stammt kaum eine der Inschriften. Es sieht aus, als verlangen die Liebenden heute dauerhaftere Pfänder als in Stein gekratzte Zeichen.

Manche, die sich hier verewigt haben, gehören der Generation ihrer Eltern an. Sie leben und arbeiten unten in der Stadt und freuen sich an den Kindern, die ihrem Bund entsprossen sind und die vielleicht zu Annemaries Freunden zählen.

Annemarie will zusammen mit Manuel zu ihren Eltern hingehn. Sie begeistert sich geradezu an ihrem Plan, gleichzeitig mit der Eröffnung von Manuels Absichten mit den eigenen herauszurücken, die mit seinen verwandt sind. Ihr Entschluß, selbst in die Fremde zu gehn, ist in ihr schon lange bereit, sie hat nur noch nicht den Mut gefunden, die Eltern damit zu überraschen, da diese sich ungern von ihrer Tochter trennen.

Manuel gefällt die natürliche Art, mit der sie davon spricht, daß auch ein Mädchen einen Beruf lernen und auf eigenen Füßen stehen solle, und er strahlt im Gefühl, daß er gemeinsam mit diesem Menschenkind vor dessen Eltern treten und sich zum selben Vorhaben bekennen soll. Und wenn dieses Vorhaben auch beide auseinanderführt, so verbindet sie doch dasselbe Ziel.

Er muß an Eugenie denken, und er erzählt Annemarie von ihr und wenn er sie dabei hie und da betrachtet, so scheint es ihm oft, als berge sich im Grund ihrer lebhaften Augen das Leuchten, das er im Pfarrhaus kennengelernt hat und jetzt nicht mehr vergessen wird. Es ist eine Freude, mit Annemarie zu reden und er überläßt sich dieser Freude ohne die Ueberlegungen, die einem Geschehen vorgreifen und es zu lenken versuchen, da es sich besser noch im Schoße unbestimmter Zukunft verbirgt — unerkannt und frei, in jeder beliebigen Richtung zu gehen. Ihre interessierten Fragen hätten das Gespräch noch weit geführt, wohl gar mitten hinein in die Aufgaben, die auf Eugenie warten, wenn nicht der Stundenschlag gemahnt hätte, daß es höchste Zeit sei, den erwarteten Bericht zu liefern.

Sie wenden also ihre Schritte der Stadt zu. Dort drüben zu Füßen der beiden roten Münstertürme muß Bend jetzt Schule halten. Gern möchte Manuel ihm sagen können, wie viel freier er sich fühlt, seit er an dem hat teilnehmen dürfen, was Bend in der vergangenen Nacht durchlebt hat.

Manuel hätte Bend nicht in der Schule gefunden.

Auch Lucius steht erschreckt im Schulhof. Er kann sich lange auf den Zehen recken, die Klasse ist leer.

Nicht nur daß sich Lucius verschlafen hat, sein Rad hat auch noch einen Nagel gefaßt. Zum Glück hat Manuel seines zu Hause gelassen, so kann der kleine Bruder eine Anleihe, allerdings ohne die Zustimmung und sicher gegen die Billigung des Besitzers, machen. Aber danach zu fragen, ist nicht Zeit gewesen.

Der Schulabwart grinst kopfschüttelnd unter seiner Wohnungstür und zeigt seine Uhr.

«Ist Dr. Saluz krank?»

«Los, los, lauf! Du holst sie noch am Münsterberg ein. Die Klasse fährt nach Augst. Der Zug geht 7.35 Uhr. Wenn es dir nicht reiche, sollst du mit dem Rad nachkommen, läßt dir Dr. Saluz ausrichten.»

«Da hätte ich ja das Neue Testament nicht mitzunehmen brauchen!»

Er drückt es dem Abwart in die Hände, und ehe dieser sich's versieht, muß er auch das Rad balancieren.

«Ist ja das vom Herrn Bruder», brummt der Veteran des Gymnasiums, der über das Jugendalter von mehr als einer Generation gewacht hat.

Aber Lucius ist bereits am untern Teil der alten Gasse, die von der ruhigen Oase des Münsterplatzes in die geräuschvolle Hauptader der Stadt hinunterleitet.

Seine Mitschüler wimmeln um die enge Tür der Bäckerei, in deren Laden man sonst die Brezel für die Pause holt. Die Buben besorgen sich Proviant. Mit einem Hallo empfangen sie den Verspäteten.

«Wir gehen nach Augst. Dr. Saluz will uns das römische Theater zeigen.»

«Nein, er will uns vormachen, wie man Theater gespielt hat.»

«Ja, und wir sollen spielen, als wären wir die Schauspieler», lösen sich die Stimmen ab.

«Bend ist doch der Glatteste!» Lucius entfährt es laut, wie ein Jauchzer, er flüchtet sich aber schnell in den Bäckerladen.

Die Andern lachen nach dem Brunnen deutend, welcher bei der Einmündung der alten Gasse in den Verkehr Wache hält. Dort steht Bend und wartet. Er betrachtet die alte Brunnenfigur. Jahrelang ist er daran vorbeigegangen und hat sich nicht um sie gekümmert. Sein Gesicht ist voll froher Andacht. Schon beim Herabsteigen hat er sich gefreut über manches alte Haus, über manchen schönen Torbogen und über die feinen alten Möbel, die in einem der Schaufenster stehen.

Und die Begeisterung der Buben, als er ihnen den Plan verkündet hat, nach Augst zu gehn! Er sah der Reihe nach jedem einzelnen ins Gesicht. Wie sie strahlten! Einer riß die Augen auf, der andere brachte den Mund nicht mehr zusammen, ein paar führten den reinsten Indianertanz auf, und einer kam zu ihm heran und stellte eine ernste Frage. Es fällt ihm gar nicht schwer, zu halten, was er Eugenie in dem Brief versprochen hat, der diesen Morgen wie von selber aus seiner Feder geflossen ist.

«Hoffentlich hat er nicht gehört, daß ich ihn Bend genannt habe», sagt Lucius leise, als er aus dem Laden tritt, in allen Taschen verstauend, was er gekauft hat.

Aber natürlich hat es Bend gehört. Er weiß ja längst, daß ihn seine Schüler beim Vornamen nennen. Aber erst heute wird er gewahr, daß es eine besondere Ehre ist, wenn sie ihn so als ihren Kameraden behandeln.

Lucius reicht ihm die Hand. Sie lächeln beide aus ihrem stillen Einvernehmen heraus.

«Wenn du willst, kannst du die Verse, die du zu lernen hattest, im römischen Theater rezitieren», schmunzelt Bend, indem er aufbricht, da nun keiner mehr fehlt.

Er schreitet mitten in seiner Schar, die ihn mit Fragen bestürmt. Er beantwortet nicht nur alle, er sieht auch all den Leuten, die ihren Geschäften zuströmen und von denen mancher vor ihm den Hut lüftet, mit interessierter Freude ins Gesicht.

Und wenn ihm dann und wann hinter den fremden Menschen doch noch Eugenies Antlitz erscheint, so nickt sie ihm zu, als wollte sie ihm danken dafür, daß er sie verstanden hat.

E N D E

Einladung

zum Abonnement auf die schweizerische Zeitschrift «Du»

Monat für Monat hat sich unsere Zeitschrift seit bald zwei Jahren schon den Lesern vorgestellt und mit jeder neuen Nummer ihren Ruf gefestigt. Auch das kommende Weihnachtsheft wird die verwöhnten Zeitschriftfreunde durch Inhalt und Form zu gewinnen wissen.

Eine Auswahl von Gemälden aus Winterthurer Privatbesitz wird in farbiger Reproduktion das Heft zieren. Namen wie Monet, Renoir, Corot, Degas, Pissaro, Sisley lassen den Kenner aufhorchen. «Carl Spitteler als Zeichner» heißt ein anderes Thema.

Das sind zwei Punkte nur aus dem großen Inhaltsverzeichnis des Weihnachtsheftes, mit dessen Gestaltung sich die Redaktion seit vielen Wochen schon sorgsam wägend beschäftigt.

Wir rufen den Freunden unserer Zeitschrift in Erinnerung, daß sich ein *Du*-Abonnement vorzüglich als Weihnachtsgabe eignet und daß wir Urkunden bereithalten, die das Abonnement als Geschenk kennzeichnen und die wir den Beschenkten zusammen mit dem erstmals zu liefernden Heft auf den gewünschten Zeitpunkt zustellen.

Für die Bestellung wollen Sie sich der Postkarte bedienen, die Sie unfrankiert dem nächsten Briefkasten übergeben können.

Hier abtrennen

Ich bestelle ein *Du*-Geschenk-Abonnement für 1 Jahr ab Dezember 1942* / Januar 1943*

Die Monatsschrift ist zuzustellen an:

Frau/Fräulein/Herrn _____

Ort: _____ Straße: _____

Stellen Sie mir die Monatsschrift *Du* an meine Adresse ab Dezember 1942* / Januar 1943* zu.

Ort: _____ Straße: _____

Die Bezugsgebühr (Fr. 24.— pro Jahresabonnement) *wird auf Postscheckkonto VIII 3790 einbezahlt — *ist mir in Rechnung zu stellen.

* Nichtgewünschtes streichen

Unterschrift:

_____

Ort: _____ Straße: _____ Nr. _____

Kein Mensch kann allein leben, jeder ist jederzeit abhängig von irgendwem, die Kleinen von den Großen, aber die Großen ebenso von den Kleinen, ja der Größte in kleinen Dingen oft von einem ganz Kleinen. Das ist das Thema unserer Monatsschrift Du: das schweizerische Zusammenleben, die schweizerische Gemeinschaft, Nachbarschaft, Kameradschaft, Ehe, Staat, die schweizerische Armee, nicht ihre Waffen, sondern ihr Gemeinschaftsgeist.

Hier abtrennen.

Nicht frankieren

Ne pas affranchir

Non affrancare

Hier abtrennen

V. Conzett & Huber

Abteilung:

Du Schweizerische Monatsschrift

Morgartenstraße 29. Zürich 4

In allen guten Geschäften erhältlich • Alleinvertreter für die Schweiz: **Louis Tschanz, Comptoir de la Parfumerie S.A.**, Rue Versonnex, Genève

JAEGER-LECOULTRE

HORLOGERIE DE LUXE

Verkaufsstellen in der Schweiz:

Sauter Goldschmied A.G., Freistraße 27, Basel
A. Türler & Co., Paradeplatz, Zürich
Emeraude S.A., Place St-François 5, Lausanne
A. Türler & Co., Marktplatz 27, Bern
Golay Fils & Stahl S.A., Quai des Bergues 31, Genève

Bekannte Volkslieder – unbekannte Autoren

VON WILLY TAPPOLET

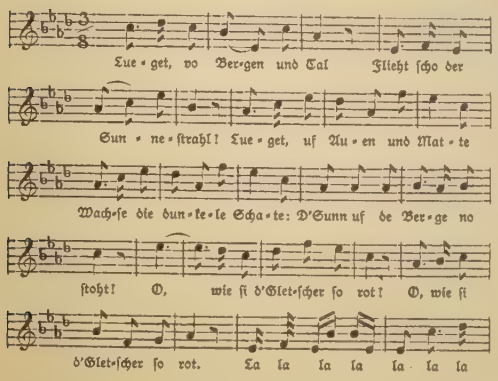
Als Leo Tolstoi 1857 zum erstenmal Westeuropa besuchte, reiste er im Sommer von Paris über Genf und Clarens nach Luzern. In dieser «entzückend kleinen Stadt» hatte der Dichter eine Begegnung, von der er in seinem Tagebuch berichtet und die er in seine Erzählung «Luzern» aufnahm. Als Fürst Nechljudow eilt der Verfasser bedrückt durch Luzerns finstre Straßen dem Hotel «Schweizerhof» zu, als er plötzlich Klänge einer «seltsamen, doch unendlich lieblichen und angenehmen Musik» vernimmt, so daß ihm «froh und wohl» zumute wird. Ein ärmlich gekleidetes Männlein mit borstigen schwarzen Haaren, einem kleinen Backenbart und tränenden Augen ohne Wimpern singt zur Gitarre Lieder «wie eine Nachtigall». Nechljudow-Tolstoi lädt den Sänger ein und bewirtet ihn. Er erfährt, daß er aus dem Aargau stammt und seit siebzehn Jahren herumzieht. Ein «sehr liebliches, graziöses Liedchen», das ihm besonders gefiel, läßt er sich ins Französische übersetzen. Es ist kein anderes als das bekannte Rigilied: «Vo Luzern uf Wäggis zue».

Vom Zurzacher Musikdirektor Alfred Lorenz Gassmann besitzen wir eine Untersuchung des Rigiliedes und seiner über dreißig textlichen und musikalischen Varianten. Er stellt auch den Dichter des Liedes fest: den Musikus Johann Lüthi aus Oberbuchsiten, Solothurn (1800—1869). Dieser war der Sohn eines Tagelöhners, der im Solothurnischen zum Tanz aufspielte. Schon als Knabe machte Johann Lüthi Musikantenfahrten mit. Sein Rigilied soll auf ein eigenes Erlebnis zurückgehen. Er hat auch eine Melodie dazu komponiert. Heute freilich wird das Lied ohne Lüthis erste Strophe und auf eine aus verschiedenen Volksliedern zusammengesetzte Weise unbekannter Herkunft gesungen. Auch Gassmann berichtet, daß 1850—1871 alljährlich ein alter Sänger, Geiger und Gitarrenspieler, ein «Aargäuer», in den Gasthöfen zu Weggis seine Kunst ausgeübt und u. a. auch das Rigilied gesungen habe.

Es ist ein wesentlicher Zug des Volksliedes, daß es Allgemeingut wird und so die Autoren schnell, sehr schnell und meist für immer vergessen werden. Und dies um so leichter, als ja das Volkslied gesungen und nicht aufgeschrieben wurde. Wo man statt zur mündlichen Ueberlieferung zur Aufzeichnung griff, begnügte man sich mit dem Text. Die Noten und die Autoren fixierte man äußerst selten und erst viel später. Uebereifrige Sammler strebten darnach, diese Lücken auszufüllen. Man schrieb den Text oder die Weise eines Volksliedes irgendeinem Dichter oder Musiker zu.

So wurden die Worte von «Lueget vo Bergen und Tal» bis in die jüngste Zeit dem Berner Gottlieb Jakob Kuhn, dem Dichter und Musiker des «Han an eme Ort es Blüemli gseh» zugeschoben.

Lueget vo Bergen und Tal



Der Verfasser ist jedoch Josef Anton Henne, geb. 1798 in Sargans, gest. 1870 in St. Gallen, wo er Kantons- und Stiftsarchivar und zuletzt Sekretär des Erziehungsdepartementes und des Erziehungsrates war. Mit fünfundzwanzig Jahren wirkte Henne als Lehrer am Fellenbergschen Institut in Hofwil. Hier entstand das Lied für «Kinderchor oder Bariton» mit dem Titel «Abendlied der Wehrliknaben in Hofwyl» und mit der Widmung «an Freund Wehrli und seine Zöglinge». Die Melodie hat den St. Galler Musiker Ferdinand Huber zum Verfasser.

Abendlied der Wehrliknaben in Hofwyl

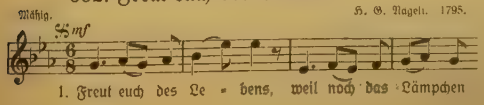
Jos. Anton Henne, 1824 (1798-1870)

Ferdinand Huber, um 1830 (1791–1863)
Satz v. Heinrich Kaspar Schmid

War man hier lange Zeit über den Textdichter im Irrtum, so blieb man im Lied «Freut euch des Lebens» im Ungewissen über den Komponisten. Es wurde nie in Zweifel gezogen, daß Martin Usteri dieses in ganz Europa verbreitete Volkslied gedichtet hat. Dagegen ist die Weise immer wieder und trotz dem zeitgenössischen Bericht eines David Heß und trotz den Untersuchungen Schneiders und Korrodis hartnäckig Hans Georg Nägeli zugeschoben worden. Heute wissen wir, daß der Zürcher Musiker Isaak Hirzel, den nicht einmal das Musikerlexikon kennt, die flotte Melodie aus zwei Konzertsätzen von Friedrich Hermann — oder Hartmann? — Graf, einem Augsburger Musiker, und von Luigi Borghi einem italienischen Violinvirtuosen und Komponisten «zusammen-gesetzt», «komponiert», hat. Nach Willi Schuh, einem der besten Kenner des Schweizer Volksliedes, soll «diese kompilierte Melodie ein Lieblingsstückchen Salomon Landolts gewesen sein, dem sie Hirzel oftmals auf der Flöte vorspielte, bis Usteri, Landolts Vergnügen an der lieblichen Melodie zu erhöhen, ihr den Text seines für ein Fest der Künstlergesellschaft gedichteten Liedes unterlegte».

552. Freut euch des Lebens.

H. G. Nageli. 1795.



Wir gehen kaum fehl mit der Behauptung, daß wohl keinem mehr, der diese Volkslieder singt, die zitierten Autoren irgendwie bekannt sind. Da muß man schon zu den «Kunstliedern im Volkston» greifen.

Sie sollten Ihre Haut nicht schutzlos allen Einflüssen von Sonne, Staub und Kälte aussetzen.

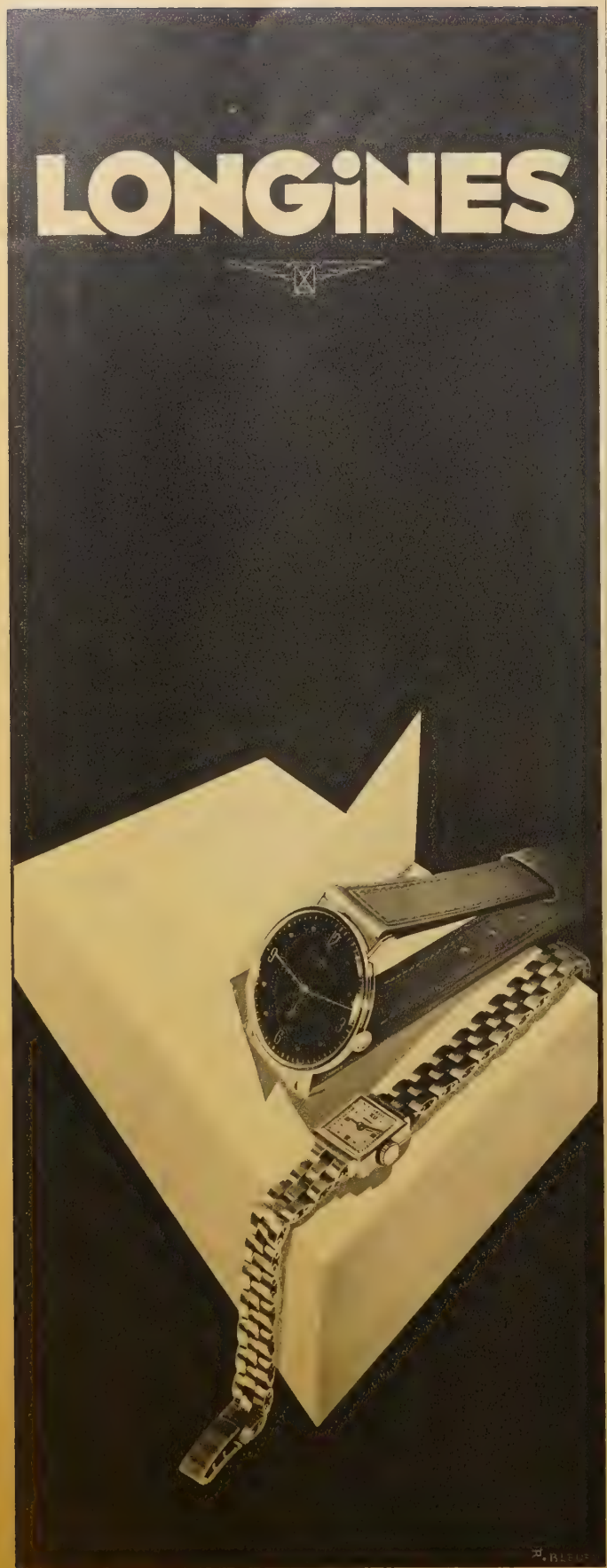
Three Flowers Tagescreme, sparsam aufgetragen, bildet die unsichtbare Schutzschicht der Haut, auf der die zartfarbigen Puder nicht nur gut haften, sondern auch ihren feinen Schimmer nicht verlieren. Die Tube kostet Fr. 2.—, der Topf Fr. 3.85.

A propos Puder: Wenn Sie gern natürlich und frisch wirken möchten, dann verwenden Sie die hauchzarten Three Flowers Puder von Hudnut. Sie lassen die Farbe Ihres Teints durchschimmern, so unendlich fein sind sie. Unter 10 verschiedenen naturgetreuen Nuancen haben Sie die Wahl. Sie finden die richtige Schattierung für Sommer und Winter, für Tageslicht und künstliche Beleuchtung.

HUDNUT

Three Flowers Schönheitspflege

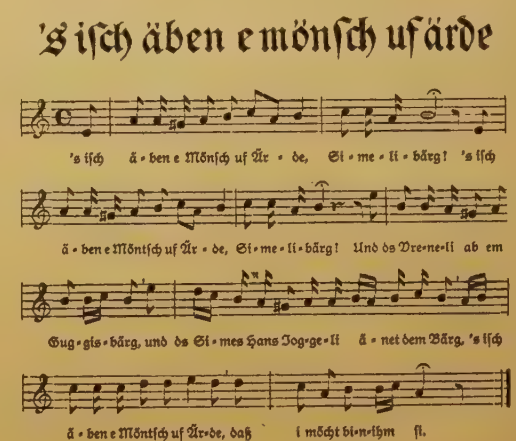
Spezial-Reinigungscreme
Haut- und Gewebecreme, Tagescreme, Erfrischendes Hauttonikum, Gurkenmilch, Gesichtspuder
En gros: Paul Müller AG Sumiswald



Das auch heute immer wieder gesungene Wanderlied «Wem Gott will rechte Gunst erweisen», hat keinen geringeren als Joseph von Eichendorff, den Dichter des unsterblichen «Taugenichts», zum Verfasser, während der ungemein fruchtbare Komponist und früh aus dem Leben geschiedene Aargauer Musikdirektor Friedrich Theodor Fröhlich die Weise dazu schrieb.

Umgekehrt steht es mit dem Lied vom Lindenbaum «Am Brunnen vor dem Tore». Wer wüßte nicht, daß Franz Schubert die Volksliedmelodie gesungen hat, die auch ohne die stimmungsschaffende Klavierbegleitung mit den feinen Echowirkungen immer noch unendlich viel Poesie enthält. Vor mir liegt ein Liederband und in der Gruppe «Volkslied» ist auch dieses Lied aufgenommen. Als Textautor steht richtig Wilhelm Müller; dagegen ist an Stelle Schuberts das Wort «Volkslied» zu lesen! Vielleicht wäre auch einmal zu untersuchen, ob nicht Schubert, der dem Volkslied so nahe stand, auch hier auf altes bekanntes Volksgut zurückgegriffen hat.

Ueber eines unserer schönsten Volkslieder, das Guggisbergerlied, «'s isch ä-ben e Mönsch uf Aerde, Simelibärg», besitzen wir eine der besten Volkslieder-Monographien von John Meier. Da wird uns gezeigt, daß diese «Schöpfung scheinbar aus einem Guß und von uns als innere Einheit empfunden wie nur je bei einem ‚Volkslied'», tiefgreifende Wandlungen durchgemacht hat. Da erfahren wir, daß der Text des Liedes aus den verschiedensten, nicht zusammenhängenden Teilen zusammengesetzt ist, daß die Melodie diesem Liede nicht von Anfang an gehörte, und daß der Refrain nach Wort und Weise dem Lied wesensfremd war.

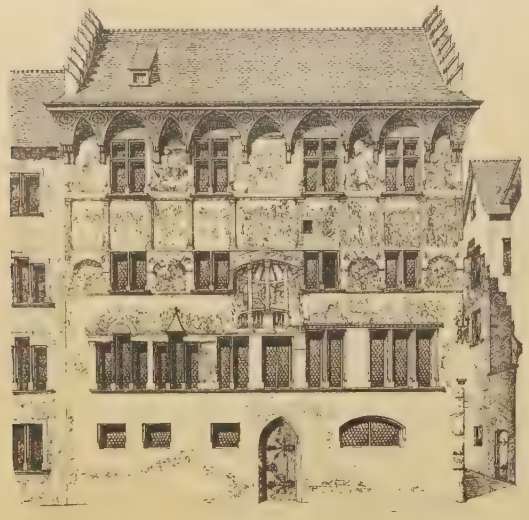


Aber weder John Meier noch Otto von Greyerz, der «Im Röseligarte» die herrliche Moll-Melodie in den Anfang des 18. Jahrhunderts setzt, berichten uns das geringste von den Autoren. «Versunken und vergessen» sind Dichter und Musiker unserer wertvollsten Volkslieder.

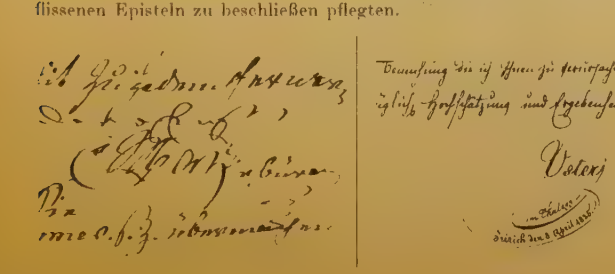
General-Vertretung für die Schweiz: E. TETTAMANTI, ZÜRICH 6, Stampfenbachstraße 75

HOLBEINS FRESKEN IN LUZERN Fortsetzung von Seite 36

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß man sich seines Besitzes oft erst bewußt wird, wenn man im Begriffe steht, ihn zu verlieren. So erging es auch den Luzernern und weitern, um die Kunst interessierten Kreisen in der Schweiz, mit den Fresken Holbeins. Das Hertensteinhaus hatte im Laufe der Zeit wiederholt die Hand geändert und war schließlich zu Anfang des 19. Jahrhunderts von seinem letzten Besitzer, der alten Jungfer Dulliker, an einen Elsässer Handelsmann Knörr auf Abbruch verkauft worden. Es sollte kurz nach Ostern 1825 abgetragen werden.



Zum Glücke weilte damals gerade der Berner Oberst von May von Büren als eidgenössischer Offizier in Luzern. Ihm ist es zu verdanken, daß in zwölfter Stunde Holbeins Fresken noch «abgezeichnet» worden sind. Der Baubericht der Kunstgesellschaft aus dem Jahre 1825 erzählt, wie dabei die Fassade «vermittelst einer Feuerspritze gereiniget und durch die Benetzung verdeutlichet» wurde, «um sie bestimmter kopieren zu können»; dies «zu besichtigen, hatte eine Menge Volkes an sich gezogen». Und eines Zürchers Verdienst bleibt es, eine eingehende Beschreibung des Hertensteinhauses, außen und innen, überliefert zu haben. Johann Martin Usteri, der Verfasser des unvergänglichen Liedes «Freut Euch des Lebens», war zu jener Zeit Präsident der Schweizerischen Kunstgesellschaft und somit schon von Amtes wegen zur Intervention verpflichtet. Er wagte, trotz seines Alters, eine «Winterreise» nach Luzern und erstellte in tagelangen Bemühungen ein eigentliches Augenscheinprotokoll in Form von Briefen an den Holbein-Biographen Hegner in Winterthur. Usteri korrespondierte in gleicher Sache auch lange noch mit Oberst von May, ihm immer von neuem dankend dafür, daß er die Fresken hatte kopieren lassen: «Denn ich bin versichert, wenn dieses Haus nicht durch dieses Abzeichnenlassen eine Celebrität erhalten hätte, so wäre vermutlich kein Bewohner Luzerns hingegangen solches noch zu untersuchen, sondern man hätte dasselbe niederreißen und abbrechen lassen, wie man einen Schweinestall niederreißen und abbrechen läßt, ohne Notiz davon zu nehmen. Wenn das der Geist der Luzernerinnen schon Anno 1517 und früher war, so hatte der gute, kunstliebende Schultheiß Jakob von Hertenstein wohl Recht, keine Luzernerin zur Frau zu nehmen.» Hier haben sich wieder einmal zwei Dilettanten um ein ideales Gut verdient gemacht! Ihre sympathischen Persönlichkeiten mögen durch Wiedergabe der Unterschriften festgehalten werden, mit denen sie ihre kunstbeflissenen Episteln zu beschließen pflegten.



Nach den erwähnten Kopien und Beschreibungen sind verschiedene Rekonstruktionen des äußern Hauses gemacht worden, von denen hier die Schmidsche wiedergegeben sei. Die bedeutenderen Fresken befinden sich danach zuoberst an der Fassade zwischen den Fenstern sowie im Zentrum. Alle nahmen Bezug auf heroische Begebenheiten im griechischen und römischen Altertum, die Hertenstein offenbar seinen Mitbürgern als Muster vor Augen führen wollte. Im Zentrum, in das zweite Stockwerk hineinragend, spielte sich die sogenannte Königsprobe ab, d. h. die Geschichte der drei Königssöhne, von denen zwei Bastarde waren; sie sollten nun auf die Leiche ihres Vaters schießen, damit sich erweise, wer der rechte Sohn und damit der Thronerbe sei. Auf der Höhe des obersten Stockwerkes sind, von links nach rechts, folgende Szenen dargestellt: Der Lehrer von Falerii, der seine Schulkinder dem die Stadt belagernden römischen Feldherrn Camillus hatte ausliefern wollen, wird von den Kindern in die Stadt zurückgepeitscht, nachdem Camillus es verschmäht hatte, einen solchen Verrat anzunehmen (wahrhaftig eine Begebenheit, deren moralische Nutzanwendung im Laufe der Jahrhunderte nichts von ihrer Aktualität eingebüßt hat); Leaina, die Geliebte des Tyrannenmörders Aristogeiton, die sich vor den Richtern die Zunge abbeißt, um den Geliebten nicht zu verraten; Scävola, vor Porsenna seine Hand versengend; Lucretia, vor den Augen des Gatten Collatinus den Dolch in ihre Brust senkend; endlich das Winkelriedmotiv des Altertums: Marcus Curtius, in voller Rüstung hoch zu Pferd in den Abgrund sprengend. Den horizontalen Wandstreifen unterhalb dieser Fresken füllte eine Darstellung des Triumphzuges Cäsars, frei nach den bekannten Stichen Mantegnas gemalt. Links und rechts vom Hauptbilde der Königsprobe waren die vier Alliancewappen des Schultheißen Hertenstein und seiner Gattinnen angebracht: Veronika Seevogel, Anna von Mangold, Ursula von Wattenwyl und Anna von Hallwyl. Den Abschluß nach unten bildeten links rein ornamentale Motive (Renaissancegirlanden), während rechts figürlicher Schmuck mit spielenden und kämpfenden Knaben verwendet wurde.

Damit ist über die Wirkung der bemalten Flächen noch nichts gesagt. Sie muß eine stupende gewesen sein. Und zwar nicht so sehr wegen der bunten Farbigkeit und der dramatischen Handlung der Fresken, als wegen des von Holbein angewandten Illusionsstiles. Die spätgotische, unregelmäßige Fassade wird mit dem Pinsel gewaltsam zu einer Renaissancewand umgebaut. Nicht aus Stein, sondern aus Farbe werden Säulen aufgestellt, halbkreisförmig vorspringend und einen Kuppelraum vortäuschend; toskanische Pilaster werden errichtet, Konsolen zum Tragen von Bögen angebracht, die den Uebergang von der Wand zum Dache angeben sollen. Es entsteht so als Schauplatz der geschilderten Begebnisse eine verwirrende Scheinarchitektur, wie sie von Holbein später am Hause zum Tanz in Basel auf die Spitze getrieben worden ist.

In einem dergestalt künstlich auf die Fassade projizierten, pfeilergestützten Raum, spielt sich auch die Lucretiaszene ab, zu der die auf Seite 34 gezeigte ganze Männerfigur gehört (zweitäußerste Freske rechts oben am Haus). Sie stellt den Gatten Collatinus dar, vor dessen Füßen Lucretia sich ersticht, ihn beschwörend, ihre durch den Königssohn Sextus Tarquinius geschändete Ehre rächen zu wollen. Holbein scheint durchaus auf der Höhe seines Vorwurfes gestanden zu haben, sowohl was die rein menschliche als was die historische Bedeutung des Vorganges anlangt, der Veranlassung zum Sturze des Königtums im alten Rom gegeben haben soll. Wie die wuchtige Gestalt des Collatinus dasteht, scheinbar unberührt der furchtbaren Tat seiner Gattin zuschauend, ist von mächtiger Wirkung. Daneben schrumpft die bei Abbruch des Hauses gemachte Kopie zu nichtssagender Bedeutung zusammen. Die Unzulänglichkeit der Kopie erhellt auch aus der rechts in den Freskenrest hineinragenden Hand der Dienerin der Lucretia; diese Hand ist von Entsetzen verzerrt, während sie auf der Kopie ohne Ausdruck geformt erscheint. Bedauerlicherweise sind gerade die wichtigeren Fresken des äußern Hauses von den weniger begabten Zeichnern kopiert worden, während die nebensächlicheren Malereien des innern Hauses zwei tüchtige Luzerner Künstler, Schwegler und Marzohl, als Kopisten gefunden haben. Das Bruchstück des Collatinus, zusammen mit der in Basel aufbewahrten einprägsamen Skizze der Leaina vor den Richtern, genügen jedoch, uns ahnen zu lassen, mit welch unglaublicher Leichtigkeit des Stils Holbein in einem Alter, wo man heute die Rekrutenschule absolviert, seinen ersten Wandbilderauftrag ausgeführt hat. W. L.

Lose der **Landes-Lotterie** (Einzel-Los Fr. 5.—, Serie zu 10 Losen Fr. 50.— mit 2 sichern Treffern) erhältlich bei allen mit dem „Roten Kleeblatt"-Plakat gekennzeichneten Verkaufsstellen. Los-Bestellungen an Landes-Lotterie Zürich, Postcheck-Konto VIII/27600.

Nächste Ziehungen 11. November und 10. Dezember

Heute heisst es auf vieles verzichten,
was uns früher lieb war.
Um so erfreulicher ist es, dass
Jdewe-Qualitätsstrümpfe nach wie vor
in gediegener Ausführung, aus auserlesenen
Rohstoffen hergestellt, in guten Fach-
geschäften unbeschränkt erhältlich sind.

Jdewe
Qualitätsstrümpfe
Naturseide und Kunstseide punktfrei!
Fabrikanten: J. Dürsteler & Co. AG., Wetzikon (Zürich)

AMSTUTZ & HERDEG ZÜRICH

Jedes Heim gewinnt durch die glückliche Wahl
der Beleuchtungskörper.
In der Fachwelt geniessen **BAG**-Modelle den Ruf
formal, qualitativ und lichttechnisch
allen Anforderungen zu genügen.

ERHÄLTLICH IN ALLEN FACHGESCHÄFTEN UND IM MUSTERLAGER DER **B.A.G.** *Turgi*
STAMPFENBACHSTR. 15
ZÜRICH 1
VIS-A-VIS HAUPTBAHNHOF

INSTITUT FLORIMONT

PETIT-LANCY (Genf)

Eidg. und französische Maturität
Spezial-Kurse für Ausländer
Kaufmännische Kurse
Jeder Sport
Musik
Prospekte auf Verlangen

Fortsetzung von Seite 33

Das unscheinbare, bisher unbeachtet gebliebene Tintenpartikelchen bringt Licht in bis jetzt Unbekanntes; mit seiner Hilfe wird dann auch eine Graphologie zu schaffen sein, die nicht mehr nur symbolisch deutet. Die Tintenpartikelchen sind reale Gegenständlichkeiten, und sie sind es in Wirklichkeit, die beim Aufgetragen-Werden verschiedene «Bewegungsvorgänge» zu erdulden haben. Die Untersuchung jedes einzelnen Bewegungsvorganges läßt eine wirkliche Analyse zu; das ist mehr als Deutung. Es ist dann auch das Tintenpartikelchen, das uns eine Selbstverständlichkeit zu erkennen gibt, daß nämlich eine richtige Schriftanalyse nur in Gegenwart des Schrifturhebers gemacht werden kann. Zu der Erkenntnis dieser Selbstverständlichkeit hätte — überlegen wir es nur ein wenig — jeder Graphologe schon durch eine einzige Fehldeutung geführt werden müssen. Der Graphologe soll nicht mehr können wollen als etwa ein Arzt oder ein Psychoanalytiker. Der zum wirklichen Arznen berufene Mensch und der zum wirklichen Psychanalysieren Berufene bekennt sich im Interesse der Sache, der er dient, ohne Zögern dazu, auf die Mitarbeit des Patienten angewiesen zu sein. Jene aber, die auf die Mitarbeit des Patienten glauben verzichten zu können, mögen sich als irdische Gottheiten vorkommen.

5

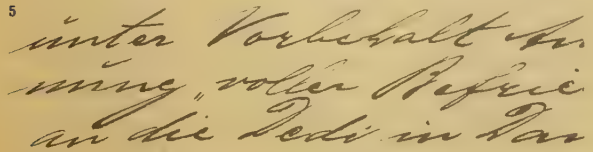
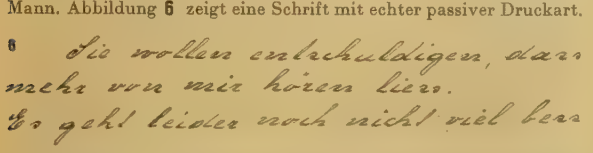
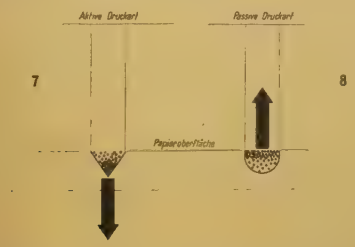


Abbildung **5** zeigt eine Schrift mit echter aktiver Schreibdruckart, ihr Urheber ist in Wirklichkeit so, wie er sich nach außen hin gibt, ein initiativer, tatfreudiger, führen-wollender und -könnender Mann. Abbildung **6** zeigt eine Schrift mit echter passiver Druckart.

6



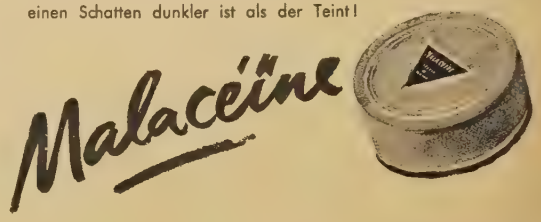
Die Urheberin ist wirklich so, wie sie nach außen hin «scheint», eine geführt-sein-wollende und hingebungsbereite und -fähige Frau. Der Zugang zum wahren Ich solcher Menschen ist ein unmittelbarer, solche Menschen kennen denn auch nicht den Lebenszwiespalt in dem Maße, wie es bei jenen Menschen der Fall ist, bei denen «vor dem wahren Ich eine seelische Maske wirksam ist». Die Maske, C. G. Jung nennt diesen Teil der Seele: Persona, ist sozusagen das «Spundloch» zur Seele.



In Abbildung **7** ist die aktive Schreibdruckart schematisch dargestellt, in Abbildung **8** die passive. Die aktive Schreibdruckart zeigt einen «Bewegungsvorgang» an, der das Bestreben hat, die aufgetragenen Tintenpartikelchen ins Papier hineinzustoßen. Die passive Schreibdruckart zeigt einen «Bewegungsvorgang» mit gegensätzlicher Tendenz an, die aufgetragenen Tintenpartikelchen vom Papier zurück-zu-ziehen. Die aktive Druckart ist leicht vorstellbar, weniger ist dies die passive. Das Verständnis wird erleichtert, sobald man sich überlegt, was wohl geschieht, wenn beide Druckarten übertrieben stark ausgeübt werden. In beiden Fällen kann nicht geschrieben werden. Ist die aktive Druckart zu stark ausgeübt, kann nicht geschrieben werden, weil das Papier zerrissen wird; ist die passive Druckart zu stark ausgeübt, kann nicht geschrieben werden, weil die Feder das Papier nicht berührt. Diese Ueberlegung macht die Gegensätzlichkeit der beiden Druckarten deutlich versteh- und erfaßbar. Das Tintenpartikelchen lehrt und zwingt uns, logisch zu denken.

JULIUS HEIDER

Frisch und natürlich soll Ihre Haut aussehen, wenn Sie sich gepudert haben. Malacéine-crème als Unterlage und einen Hauch Malacéine-Puder darüber verleiht Ihnen sofort ein gepflegtes und verjüngtes Aussehen. Achten Sie stets darauf, daß die Farbe des Puders einen Schatten dunkler ist als der Teint!



VINDEX-Kompressen haben sich während 25 Jahren zur Wundheilung bestens bewährt. **VINDEX** kühlt, lindert den Schmerz und klebt nie auf der Wunde. Kompressen in Dose Fr. 2.10, Fr. 1.—, Wundsalbe in Tube Fr. 1.25

FLAWA, SCHWEIZER VERBANDSTOFF-FABRIKEN A.G., FLAWIL

7 Aussprüche über die Liebe

Wer sind ihre Autoren?

Gelüstet es Sie nicht, sich selbst ein bißchen ins Examen zu nehmen und eine kleine harmlose Stichprobe zu machen, ob Sie ein guter, ein achtsamer, ein wissend wägender Leser sind, der das untrügliche Gehör hat für den unterschiedlichen Tonfall in der Sprache unserer Dichter und die Eigenheiten ihres Wesens? Raten Sie, ehe Sie nachschlagen! Freude und Genugtuung sind groß, wenn Sie richtig geraten, lehrreich eher als ärgerlich aber ist es, wenn Sie falsch geraten haben. Der Mitarbeiter, der auf den schönen Einfall dieses geistigen Rätselspiels kam, hat sich und uns die Aufgabe nicht leicht gemacht. Auf Seite 71 finden Sie die gewünschten Aufschlüsse.

1

Die Lieb' ist eine ernstliche Sache, selbst im Scherz.

2

Die Zeit vertreibt die Liebe, und die Liebe
vertreibt die Zeit.

3

Die Liebe ist wie das Fieber: sie entsteht und erlischt
ohne daß der Wille daran den mindesten Anteil hätte.

4

Auf der Erde kann kein Mensch dem andern sagen, wie er ihn liebet. Die Liebe geht mit verschlossenen Lippen über diese Kugel, und der innere Mensch hat keine Zunge.

5

Wie ich dich liebe? Laß mich zählen wie.
Ich liebe dich so tief, so hoch, so weit,
als meine Seele blindlings reicht, wenn sie
ihr Dasein abfühlt und die Ewigkeit.

Ich liebe dich bis zu dem stillsten Stand,
den jeder Tag erreicht im Lampenschein
oder in Sonne. Frei, im Recht, und rein
wie jene, die vom Ruhm sich abgewandt.

Mit aller Leidenschaft der Leidenszeit
und mit der Kindheit Kraft, die fort war, seit
ich meine Heiligen nicht mehr geliebt.

Mit allem Lächeln, aller Tränennot
und allem Atem. Und wenn Gott es gibt,
will ich dich besser lieben nach dem Tod.

6

Einen Zauber sollte wahre Liebe ausüben, den, daß zwei Herzen, die ineinander aufgehen, nicht getrennt werden, sondern nur zusammen sterben könnten; das sollte ihre Probe sein und so sehr, daß auch der Entfernte stürbe in dem Moment, wo der oder die andere gestorben wäre.

7

Wer liebte je, der nicht beim ersten Anblick liebte?

Die „Unbekannte" in der Mathematik

Wir alle haben wohl einmal in der Schule mit dieser «Unbekannten» zu tun gehabt, denn etwas Mathematik mußte ja jeder von uns betreiben, ob er nun wollte oder nicht. Einzelne taten das gerne, sehr vielen war es mehr oder weniger gleichgültig, und nicht wenigen bereitete es sogar schwere Unlustgefühle, denn Mathematik ist im ganzen ein recht unbeliebtes Fach. Sie sei «trocken», sagen die Leute, denen der mathematische Sinn fehlt — dem mathematisch Veranlagten kommt das etwa so vor, als wollte man den Atlantischen Ozean als wasserarme Gegend bezeichnen! Denn er kennt nichts, was so fesselnd, so reizvoll, so unterhaltend und so ungeheuer spannend wäre, wie ein mathematisches Problem, und selbst der fesselndste Roman, das glänzendste Schauspiel, der spannungsreichste Film kann sich für sein Gefühl nicht messen mit einem schönen mathematischen Beweis. Goethe erzählt, wie er einmal mit einem Mathematiker ein Schauspiel besuchte und seinen Begleiter während der Vorstellung leise fragte, wie es ihm gefalle. «Ganz gut», sagte der Mathematiker, «aber was soll damit eigentlich bewiesen werden?»

Was nun die «Unbekannte» in der Mathematik betrifft, so erfreut sie sich bei den Nichtmathematischen ganz besonderer Unbeliebtheit. Der Unmathematische stößt in einer Abhandlung auf eine Formel oder eine Gleichung, sieht die Buchstaben x oder y und denkt: «Aha, da sind ja wieder diese Biester, mit denen ich mich schon in der Schule nicht ausgekannt habe, von denen ich nie so richtig begriffen habe, was sie bedeuten, was man mit ihnen anfangen soll und wozu sie eigentlich erfunden wurden.» Und mit Abneigung, ja mit Widerwillen überschlägt er die Stelle, ohne zu wissen oder zu bedenken, daß er da etwas ablehnt und verächtlich behandelt, das von so immenser Wichtigkeit für das Leben der Menschheit geworden ist, daß dieses Leben ohne die Beherrschung der mathematischen Unbekannten überhaupt nicht einmal mehr vorstellbar, geschweige denn durchführbar wäre! Denn gäbe es keine Mathematik und lebten nicht Menschen, die sie beherrschen, dann könnte der Mann, der so denkt, wie eben beschrieben, einen gewaltigen Teil von dem, was er täglich tut, nicht mehr tun: er könnte nicht mit dem Tram und mit der Bahn, nicht auto- oder velofahren, kein Telephongespräch führen, keinen Brief tippen, nicht ins Kino gehen, nicht Radio hören, keine Zeitung lesen, sich keinen Zahn plombieren lassen, nicht telegraphieren und keinen Flugpostbrief, aber auch keinen per Schiff oder Bahn absenden — denn alle diese Dinge benötigen zu ihrer Durchführung Maschinen und Apparate, und die müssen errechnet sein; errechnen kann man sie aber nur mit Hilfe der Unbekannten und ihrer Beherrschung! Ohne die mathematische Unbekannte könnten wir nichts von all dem Genannten und noch vieles, vieles andere nicht tun, haben und ausführen — darunter allerdings auch manches nicht, das niemand für unentbehrlich erklären wird: ohne genau berechnete Maschinen könnten wir auch keine Städte durch Luftbombardements in Trümmerfelder verwandeln oder unseren Mitmenschen mit Flammenwerfern das Gesicht verkohlen. Aber solche Schrecklichkeiten sind natürlich nicht die Schuld der «Unbekannten» und der Kunst, sie zu beherrschen, also der Mathematik, sondern die Schuld des Menschen, der diese seine Fähigkeit eben mißbraucht, wie so manches andere auch ... Die Mathematik selbst (wie übrigens auch die Technik) ist schuldlos; sie könnte der Menschheit ausschließlich zum Segen gereichen, zur Verbesserung und Verschönerung ihres Daseins, zur Erleichterung des äußeren Lebens — und nicht wenig übrigens auch zur Hebung ihres inneren Lebens; denn was die Mathematik für die geistige Existenz des Menschen von heute bedeutet, und gar was sie dafür bedeuten könnte, davon haben wir noch gar nicht gesprochen, und das würde ja auch in einem kurzen Aufsatz kaum gehen, es bedürfte eines Buches dazu, eines ziemlich dicken sogar ...

Was ist und was soll nun eigentlich diese mathematische Unbekannte, welches ist die Idee, von der sie getragen wird? Es handelt sich da um einen Kunstgriff, einen Trick, aber einen der großartigsten und bedeutungsvollsten, die es gibt: der Mensch, dem dieser Trick zum ersten Male einfiel, dem zum ersten Male die Methode klar vor Augen stand, die wir das «Ansetzen einer Glei-

Die größte Fabrik

photographischer Papiere in Europa ist die Gevaert Photo-Producten N. V. in Belgien. Photopapiere in stets gleichbleibender, guter Qualität herzustellen: dafür sind die Gevaert-Fabriken in der ganzen Welt bekannt. Die gleiche Sorgfalt wird auch in der Fabrikation der Filme angewandt, und so kennt man in der Schweiz den Gevaert-Film als

Gevaert PHOTO

der Film für bessere Photos

Gevaert Photo-Producten N. V. Belgien · J. Roosens, Basel 8

Führend in der Erzeugung hochmoderner Damen-Pelzbekleidung

MAX HANKY

Kürschnermeister

Bahnhofstr. 51, Zürich

Bei Kälte im Freien arbeiten?

Was sagen Ihre Hände dazu?

Wenn es draußen etwas zu tun gibt, packen Sie auch mitten im Winter oft ohne Handschuhe zu, selbst wenn Sie fürchten, Ihre Hände zu verderben.

Möchten Sie ein zuverlässiges Mittel kennen lernen, das die zarte Haut Ihrer Hände vor den Gefahren des Winterwetters bewahrt? Reiben Sie Ihre Hände morgens und abends und, wenn Sie viel Hausarbeit verrichten müssen, auch tagsüber öfter mit Creme Mouson ein, dann werden selbst die schlimmste Kälte und der ärgste Wind ihnen nichts anhaben. Creme Mouson dringt unmittelbar nach dem Auftragen in die Haut ein. Sie wird von der Haut vollkommen aufgesogen. Sie können sofort nach

dem Einreiben sogar Briefe schreiben oder die zartesten Handarbeiten machen. Creme Mouson fettet nicht auf sondern in der Haut. In dieser Tiefenwirkung beruhen die überraschenden Eigenschaften der Creme Mouson, die die Haut von innen heraus ernährt, verjüngt und verschönt. Sie sehen und fühlen selbst, wie Ihre Haut gleich nach dem Auftragen weicher und geschmeidiger wird. Risse und Rillen verschwinden bei intensiver Pflege in kürzester Zeit - und selbst nach langer Arbeit oder sportlicher Betätigung in Wind und Wetter können Sie wenige Stunden später mit tadellos gepflegten Händen im Glanze Ihres schönsten Abendkleides erscheinen.

CREME MOUSON mit Tiefen-Wirkung

verjüngt und verschönt die Haut!

0026

Generalvertretung WILLY REICHELT, KÜSNACHT-ZÜRICH

Der Scherkopf oder Scherkamm, wie er auch genannt wird, ist der wichtigste Teil des elektrischen Trocken-Rasierapparates HARAB. Er setzt sich, wie die nebenan abgebildeten starken Vergrößerungen, namentlich des Durchschnitts, zeigen, aus einem feststehenden äußern und einem beweglichen innern Scherkamm zusammen. Ein zweifaches Federsystem preßt mit erheblichem Druck den innern Scherkamm gegen den äußern, so daß die Schneiderippen immer satt aufeinander liegen. Zur Verminderung des Reibungswiderstandes wird der Federdruck durch bewegliche Rollen auf den innern Scherkamm übertragen. Die durch den äußern Scherkamm eintretenden Haare werden nach dem Scherenprinzip sauber abgeschnitten. Die Rippendicke des äußern Scherkamms ist verblüffend minim und beträgt nur neun Hundertstel Millimeter, bleibt also praktisch bedeutungslos.

Der elektrische Trocken-Rasierapparat **Harab** ist das **erste Schweizer-Erzeugnis dieser Art**, dessen mehr als 200 Bestandteile nahezu restlos **in eigener Fabrik in Biel** hergestellt und montiert werden!

Harab AG., Biel, Fabrik elektrischer Trocken-Rasierapparate

chung» nennen — dieser Mensch muß einer der genialsten Köpfe gewesen sein, die die Natur jemals auf diesem Planeten hervorgebracht hat. Ob er geahnt hat, welche ungeheuren, dem Umfang und der Bedeutung nach überhaupt nicht abzuschätzenden Folgen seine Idee haben werde, das können wir freilich nicht wissen ... Uebrigens war es wohl gar kein einzelner Mensch, sondern der Gedanke hat sich wahrscheinlich teils gleichzeitig, teils nacheinander in vielen Köpfen entwickelt, bis er zur vollen Klarheit durchdrang.

Dieser Gedanke besteht, recht besehen, einfach in folgendem: Ist uns eine Größe unbekannt, die in Beziehung zu anderen Größen steht, die uns bekannt sind, und wollen wir die Unbekannte kennen, dann rechnen wir mit ihr so, als wäre sie bekannt! Zu diesem Zwecke geben wir ihr einen Namen oder ein Zeichen, z. B. einen Buchstaben des Alphabets, und machen mit diesen Zeichen rein formal ganz dasselbe, was wir täten, wenn uns die durch das Zeichen dargestellte Größe bekannt wäre und wir nur einfach die zwischen dieser und den anderen Größen der Aufgabe bestehende Beziehung hinschreiben wollten, so, wie sie aus dem Text hervorgeht. Wir beginnen also die Aufgabe, aus bekannten Größen eine Unbekannte auszurechnen damit, daß wir tun, als wäre die unbekannte Größe ohnedies schon bekannt — etwas, was zunächst sinnlos aussieht, in Wahrheit aber das Sesam-öffne-dich der Sache darstellt. Ein Beispiel wird alles klar machen.

Wir wählen eine Aufgabe, die vor einiger Zeit im Schweizer Rundfunk gestellt wurde und die so manchem, der ohne mathematische Methode an die Sache heranging, Schwierigkeiten bereitete. Sie lautet: «Ein Brot wiegt 1 Kilogramm und die Hälfte von dem, was es wiegt. Wieviel wiegt es?»

Bekannt ist uns hier das Gewicht «1 Kilogramm» und die Beziehung, die zwischen diesem Gewicht und dem Gewicht des Brotes besteht — darüber werden wir durch den Text der Aufgabe orientiert. Unbekannt ist das Gewicht des Brotes; wir bezeichnen es mit dem Buchstaben x und verfahren nun ganz so, als sei dieses x ein uns bekanntes Gewicht. Wir sagen: das Gewicht des Brotes, also x, läßt sich laut Angabe des Textes aus zwei Teilen zusammensetzen, nämlich aus seiner eigenen Hälfte und einem Kilogrammgewicht. Das heißt, dieses Gewicht x ist gleich der Summe, die aus der Hälfte von x (geschrieben $\frac{x}{2}$) und 1 besteht. Wir können also zwischen den Buchstaben x und die Summe $\frac{x}{2} + 1$ das Gleichheitszeichen setzen und erhalten so die «Gleichung»

$$x = \frac{x}{2} + 1.$$

Wir haben hier etwas durchgeführt, was mancher Leser von der Schulzeit her in wenig angenehmer Erinnerung haben wird: das «Ansetzen» einer Gleichung auf Grund eines gegebenen Textes — für den Anfänger gewöhnlich der schwierigste Teil der Aufgabe. Wie haben wir das gemacht? Wir haben getan, als sei dieses x eine bekannte Zahl! Wenn das nämlich der Fall wäre, wenn also jemand z. B. gesagt hätte: «ein Brot wiegt 1500 Gramm, davon fallen 300 Gramm auf die Rinde und 1200 auf die Krume», dann wäre uns sofort klar gewesen, daß das Gesamtgewicht des Brotes natürlich gleich der Summe aus den Gewichten von Rinde und Krume sein muß, da dies ja die beiden Bestandteile des Brotes sind, daß also die Beziehung gelten muß: $1500 = 300 + 1200$. Gälte sie nicht, dann hätte man uns eben falsche Zahlen angegeben, oder uns einen Bestandteil verschwiegen, den das Brot etwa sonst noch besitzt. Nun, genau die gleiche Beziehung besteht aber auch zwischen dem Gesamtgewicht des Brotes und den Teilgewichten, die unsere Aufgabe angibt, nur daß hier die Wortfassung etwas verwirrend wirkt («es wiegt 1 Kilogramm und die Hälfte von dem, was es wiegt»). Aber man darf sich eben nicht verwirren lassen, sondern muß tun, was wir sagten: das Gewicht des Brotes mit einem Buchstaben bezeichnen, diesen behandeln, als wäre er eine bekannte Zahl, und nun das Brotgewicht, ganz wie im Beispiel von Rinde und Krume, aus den Bestandteilen «1 Kilogramm» und «halbes Brotgewicht» zusammensetzen. So gelangt man eben zu der Gleichung $x = \frac{x}{2} + 1$.

Was jetzt kommt, ist in unserem Fall sehr leicht (aber es gibt Fälle, wo es recht schwierig, ja im strengen Sinn überhaupt nicht durchführbar ist): Wir haben nun aus der Gleichung den Wert der Unbekannten zu finden, der die Gleichung «befriedigt», das heißt, wir haben festzustellen, welche Zahl man für das Zeichen x

einsetzen muß, damit wirklich, wie es das Gleichheitszeichen verlangt, links und rechts davon Gleiches steht. Man könnte diesen Wert durch Probieren finden, indem man für x so lange verschiedene Zahlen einsetzt, bis man eine gefunden hat, mit der die Sache stimmt. Setzt man für x z. B. 10 ein, so stimmt es nicht: denn dann erhält man $10 = \frac{10}{2} + 1$, also $10 = 5 + 1$, was falsch ist. Mit einigem Geschick wird man bald finden, daß x den Wert 2 haben muß. Denn 2 ist wirklich gleich $\frac{2}{2} + 1$, also $1 + 1$. Aber mathematisch macht man das nicht mit «probieren» — das wäre ja auch bei Gleichungen mit größeren Zahlen höchst unbequem. Sondern man verfährt da nach gewissen Regeln, die es ermöglichen, die Zahl, die man für die Unbekannte einsetzen muß, damit die Gleichung befriedigt wird, auf rein schablonenmäßige Weise zu finden, ohne daß man noch weiter probieren oder nachdenken muß.

In unserem Falle geht man so vor: Die Gleichung sagt uns, daß $x = \frac{x}{2} + 1$. Nun bleibt (nach einem der «Axiome» der Mathematik) Gleichheit erhalten, wenn man von zwei gleichen Größen Gleiches wegnimmt. Nehmen wir also links und rechts vom Gleichheitszeichen $\frac{x}{2}$ weg! Rechts steht dann nur mehr 1. Links aber steht $\frac{x}{2}$; denn wenn man von irgendeinem Ding eine Hälfte wegnimmt, so bleibt etwas übrig, was genau so groß ist, wie das Weggenommene, nämlich die andere Hälfte. Nimmt man also von x eine Hälfte, also $\frac{x}{2}$, weg, so bleibt ebensoviel übrig, als man weggenommen hat, also $\frac{x}{2}$. Die Gleichung heißt daher jetzt: $\frac{x}{2} = 1$. Das heißt in Worten: die Hälfte von x ist gleich 1. Folglich ist das ganze x doppelt so groß, also gleich 2. Das Zeichen x, die «Unbekannte», hat in unserer Gleichung also den Wert 2. Und da wir das Zeichen x für das Gewicht des Brotes gesetzt hatten, so beträgt dieses Gewicht also 2 Kilogramm.

Das stimmt auch mit den Worten unserer Aufgabe überein: nach diesen sollte das Brot «1 Kilogramm und die Hälfte von dem, was es wiegt» wiegen. Nun wiegt es, wie wir errechnet haben, 2 Kilogramm. Die Hälfte davon ist 1 Kilogramm, und das Brot wiegt also tatsächlich «1 Kilogramm und die Hälfte von dem, was es wiegt», das heißt 1 Kilogramm und nochmals 1 Kilogramm, zusammen also 2 Kilogramm. Damit ist unser Resultat bestätigt, der Wert der Unbekannten (das Gewicht des Brotes in Kilogramm) beträgt wirklich 2. Was wir hier zeigen wollten, war nicht sosehr die Methode der Auflösung von Gleichungen, sondern wir hatten die Absicht, das eigentliche Wesen der mathematischen Unbekannten und ihrer Behandlung einmal an einem ganz einfachen Beispiel aufzuzeigen. Die Idee sieht paradox aus, wir wiederholen das: um die Unbekannte zu bestimmen, tut man zunächst, als wäre sie schon bekannt, und nachdem man für sie ein Zeichen gewählt hat, setzt man dieses Zeichen ganz wie eine Zahl in die Beziehung ein, die sich aus dem Wortlaut des Problems für die Unbekannte und die bekannten Größen der Aufgabe ergibt. Auf diese Weise erhält man eine Gleichung, aus der man dann den Wert der Unbekannten zu bestimmen hat — eine Aufgabe, die nicht immer leicht, manchmal sogar nur «angenähert» lösbar ist —, immer aber soweit, daß es für alle praktischen Bedürfnisse völlig genügt.

Aber auch das «Ansetzen» einer Gleichung ist, wie gesagt, bei weitem nicht immer so leicht, wie in unserem Beispiel. Man versuche es einmal mit der folgenden Aufgabe, die einst von einer amerikanischen Zeitschrift als Preisaufgabe publiziert wurde und an der Tausende sich versuchten, viele allerdings mit wenig Glück: «Marie ist 24 Jahre: Sie ist doppelt so alt, wie Anna war, als Marie so alt war, wie Anna jetzt ist. Wie alt ist Anna?»

Man wird sehen, daß das für den Nichtmathematiker gar keine so leichte Aufgabe ist (für den Mathematiker ist es natürlich eine putzige Kleinigkeit, die er in wenigen Minuten und mit zwei oder drei Zeilen erledigt). Besonders für Menschen aber, die behaupten, man brauche «Gleichungen» und «Unbekannte» und dergleichen überhaupt nicht, sondern alles könne auch «mit dem gesunden Menschenverstand», d. h. mit bloßer Ueberlegung gelöst werden (der große Philosoph Schopenhauer war ähnlicher Meinung, aber zweifellos nur, weil ihm die Kenntnis der Sache fehlte), ist das Beispiel von Marie und Anna eine ganz nette Nuß, an der sie eine Weile herumzuknacken haben, gar nicht selten sogar vergeblich. Und dabei handelt es sich da um eine Aufgabe, die sich, was die Schwierigkeit betrifft, zu den großen Problemen der Mathematik etwa so verhält, wie eine Stecknadel zum Eiffelturm!

X. Y.

ROLEX-VERTRETER: ROLEX-Uhren sind nur bei ROLEX-Vertretern erhältlich

Basel: Uhren-Erbe, Freistraße 13 | **Bern:** W. Rösch, Marktgasse 44 | **Genf:** Philippe Béguin, Cd. Quai 26 | **Lausanne:** Roman Mayer, pl. St-François 12bis | **Lugano:** Bucherer AG., Via Nassa 7a | **Luzern:** Bucherer AG., Schwanenplatz 5 | **St. Gallen:** Ernst Frischknecht, Engelg. 2 | **St. Moritz:** Bucherer AG., Haus Monopol | **Visp:** Erich Stauble | **Zermatt:** Erich Stauble | **Zug:** Hans Wolf, Neugasse 18 | **Zürich:** Uhren-Beyer, Bahnhofstr. 31

Wissen Sie ...

... daß die auf dem Wasser schwimmenden kreisrunden Blätter der Victoria regia, dieser wundervollen südamerikanischen Wasserpflanze, mit ihrem Durchmesser von rund zwei Metern und dem nach oben gebogenen Rand eine so große Tragfähigkeit haben, daß ein solches Blatt ohne weiteres ein 6-7jähriges Kind tragen kann? Und daß die riesige Blüte der Pflanze (Durchmesser bis zu 40 cm!) in der ersten Nacht, nachdem sie sich geöffnet hat, so stark «fiebert», daß ihre Temperatur um 10—15 Grad höher liegt, als die der Umgebung?

... daß die chinesische Literatur die umfangreichste der Welt ist und auch die einzelnen Werke manchmal einen ans Unglaubliche grenzenden Umfang haben, wofür als Beispiel nur die aus der Sung-Zeit (960—1279) stammende Enzyklopädie «T'ai-ping-yü-lan» angeführt sei, die nicht weniger als 1000 (tausend!) Bände umfaßt!

... daß es Sprachen gibt, die nicht nur wie das Neuhochdeutsche vier oder wie das Lateinische sechs Beugungsfälle (Kasus) haben, sondern deren bis zu dreißig, wie das z. B. bei manchen ostkaukasischen Sprachen der Fall ist? Da gibt es dann einen «Inessiv», der das «Darinsein» bezeichnet, einen «Adessiv» zur Kennzeichnung des «Daranseins», einen «Komitativ», der das «Dabeisein» ausdrückt usw. usw. Wie würden die Schüler, denen schon die sechs Fälle des Lateinischen oft so große Schwierigkeiten bereiten, erst unter der Last der dreißig Kasus einer solchen Sprache stöhnen! Aber glücklicherweise ist ja die Gefahr, daß an unseren Schulen ostkaukasische Idiome als Pflichtfächer eingeführt werden, nicht gerade sehr groß!

... daß der jetzt vielgenannte Ladogasee bei Leningrad (Petersburg) mit seiner Fläche von 18180 Quadratkilometern mehr als dreißigmal so groß ist wie der Bodensee und mehr als zweihundertmal so groß wie der Zürichsee, also eine Fläche einnimmt, die nicht viel kleiner ist als die halbe Schweiz?

... daß die Anzahl der Insektenarten unserer Erde auf rund zwei Millionen geschätzt wird, und daß davon bis jetzt gegen 800 000 Arten bekannt sind? Eine wöchentlich fünfstündige Vorlesung über Entomologie (Insektenkunde), in der sämtliche bekannten Insektenarten vorkommen sollten, würde also, selbst wenn der Herr Professor über jede Art durchschnittlich nur 1 Minute spräche, mehr als 160 Semester oder über 80 Schuljahre dauern!

... daß die Rollschuhe in Paris erfunden worden sind, um das große Schlittschuh-Ballett in der Oper «Der Prophet» von Meyerbeer auf der Bühne ausführen zu können? *F. F.*

... daß die Aino-Mädchen (Asien) sich Schnurrbärte tätowieren, um die Männer zu betören? *F. F.*

... daß der Gewürzhandel, z. B. Pfeffer, in seinen Anfängen so rentabel war, daß es genügte von einer Flotte von 10 Schiffen eines unbeschadet zurückzubekommen, damit der Erlös der Ladung nicht nur den Verlust der anderen neun Schiffe deckte, sondern noch einen erklecklichen Gewinn einbrachte. *F. F.*

... was der Ursprung des Handreichens ist, das von vielen als eine Geste der Freundschaft und des Vertrauens aufgefaßt wird? Es ist eine Vorsichtsmaßnahme. Während man seinem Nächsten die rechte Hand festhält, verhindert man sich gegenseitig, das Schwert an der Linken zu ziehen. Die Malaien, die noch mißtrauischer sind und auch gelenkiger, halten sich zur Begrüßung beide Hände kreuzweise fest, zumal der «Kris» (das handliche Messer der Malaien) nicht an der linken Seite, sondern in der Mitte des Leibes im Gürtel getragen wird. *F. F.*

... daß die größte Bogenspannung eines steinernen Brückenbaues diejenige der in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts erbauten sogenannten «neuen» Nydeckbrücke in Bern ist, die in einem gewaltigen Bogen die Aare überspannt und die von allen Brücken Berns wohl die solideste und, was ihren Unterhalt anbetrifft, auch die billigste ist. Die größte Holzbogenspannung der Welt weist die Brücke von Hasle im Emmental auf, die den Kalchofen mit dem Rüegsau-

schachen verbindet. Diese wurde, nachdem in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts sozusagen alle Emmebrücken von einer Hochflut der Emme, einem «Emmenschutz» des ungestümen «Eggiwilfuhrmanns», zerstört worden waren, von einem einfachen, einheimischen Zimmermeister entworfen und so trefflich ausgeführt, daß sie heute, nach mehr als hundertjährigem Bestande, allen Belastungsproben immer noch standhält.

Beide Brücken, die Nydeckbrücke in Bern und die Emmebrücke in Hasle, beruhen auf demselben Konstruktionsgrundsatz, nämlich dem der beidendigen, verstärkten Widerlager, die es ermöglichen, ohne Zwischenstützen oder Tragpfeiler, das Flußbett auch dann noch hoch zu überragen, wenn das Hochwasser am schlimmsten tobt und den höchsten Pegelstand erreicht. Da die Fundamente der Widerlager verhältnismäßig hoch liegen, vermag ihnen das Hochwasser ebensowenig anzuhaben, als diesem die Brücken Stauungswiderstand zu leisten vermögen.

. . . daß der Rundbogen- und Gewölbebau erst in der römischen Architektur in Erscheinung tritt, und zwar frühestens anfangs des 5. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung? Die griechische Architektur verwendete ihn nicht, obwohl dessen Theorie bereits vom abderitischen Philosophen Demokritos im 5.—6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung erfunden und in einem besonderen Traktat dieses genialen, vielseitigen Gelehrten niedergelegt worden war.

. . . wer die Melodie unserer Nationalhymne «Rufst du mein Vaterland» komponiert hat? Courchamps, in seinen übrigens durchaus apokryphen Memoiren der Marquise von Créqui, erbringt in seinem ersten Band, am Ende des vierten Kapitels, den überzeugenden Nachweis, daß es der florentinische Hofmusikus Ludwigs XIV., Giovanni Battista Lully (1633—1687), war, der sie im Auftrage der Frau von Maintenon für ihre Elevinnen in St-Cyr, zur Begrüßung und Verherrlichung des Königs, komponierte. Auf seiner Durchreise nach England hörte sie Händel und brachte sie, angeblich als eigene Komposition, nach London, wo sie schließlich der englischen Nationalhymne «God save the King» unterlegt wurde. Nach der Schweiz wurde sie sehr wahrscheinlich von einem unserer zahlreichen, in königlich französischen Diensten stehenden Offiziere gebracht, wo ihr später dieselbe Ehre zuteil ward.

C. A. L.

Auflösung von Seite 65

1. Der erste Ausspruch ist wohl jedermann geläufig. Hulda, die mit Dortchen Schönfund den Reigen der anziehenden Frauengestalten in Kellers «Grünem Heinrich» beschließt, ist es, die diese Erkenntnis über die Liebe ausspricht, und zwar bei zwei für Heinrich ganz verschiedenen Gelegenheiten. Bitte, die köstliche Stelle nachlesen im vierten Band!

2. Der zweiten Maxime merkt man ihre Herkunft aus dem Dixhuitième von weitem an. Sie ist dem Vicomte Joseph-Alexandre de Ségur zuzurechnen und lautet im Originaltext wie folgt: Le temps fait passer l'amour, l'amour fait passer le temps.

3. Der dritte Ausspruch ist einer Fundgrube von Erkenntnissen über die Liebe entnommen, dem Buche «De l'amour» von Stendhal, von welchem in den 11 ersten Jahren seines Erscheinens nur 17 Exemplare verkauft wurden; dafür lebt es heute nach 100 Jahren weiter. Der Ausspruch lautet französisch: L'amour est comme la fièvre, il naît et s'éteint sans que la volonté y ait la moindre part.

4. Der Ton des vierten Ausspruchs sollte eigentlich unverwechselbar sein, der Ton Jean Pauls. Aus «Der unsichtbare Loge».

5. Hat je eine Frau inbrünstiger von ihrer Liebe gesprochen, als es in unserem fünften Zitat geschieht? Diese Frau ist Elisabeth Barret Browning, und das Gedicht steht in ihren berühmten «Sonnets from the portuguese». Rilke hat die Sonette alle ins Deutsche übertragen und der Inselbücherei Nummer 252 ist unser Zitat entnommen (vorletztes Gedicht). Die englische Originalfassung lautet:

How do I love thee? Let me count the ways.
I love thee to the depth and breadth and height
My soul can reach, when feeling out of sight
For the ends of Being and ideal Grace.
I love thee to the level of everyday's
Most quiet need, by sun and candlelight.
I love thee freely, as men strive for Right;
I love thee purely, as they turn from Praise.
I love thee with the passion put to use
In my old griefs, and with my childhood's faith.
I love thee with a love I seemed to loose
With my lost saints, — I love thee with the breath,
Smiles, tears, of all my life! — and, if God choose,
I shall but love thee better after death.

6. Vermutlich wäre bei einem Preisausschreiben dieser sechste Ausspruch zur Klippe für den Bewerber geworden. Er findet sich als Nummer 3926 im 3. Band von Friedrich Hebbels Tagebüchern, von denen man nicht gerade behaupten kann, sie seien Gemeingut der Literaturfreunde geworden. Er gehört zu den zahmeren Reflexionen des Dichters über die Liebe. Im 1. Band der Tagebücher lautet es unter Nummer 1778 z. B. wesentlich anders: «Liebe ist Krankheit. Gott, wenn das ein öder Philister läse und mit seinen Kartentrümpfen widerlegte!»

7. Der Verfasser des letzten, von jugendlichem Glauben erfüllten Spruchs ist ein Dramatiker, ist d e r Dramatiker. Who ever lov'd, that lov'd not at first sight! Shakespeare, As you like it, III, 5.

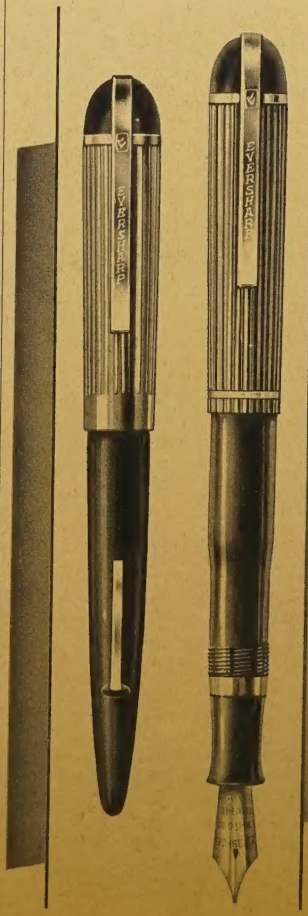
..die moderne Frau

ist nicht vom Kalender abhängig. Sie erhält sich das Gefühl der Sicherheit und der Frische an allen Tagen

Camelia

die ideale Reform-Damenbinde

Camelia-Fabrikation St. Gallen. Schweizer Fabrikat



Skyline

die neuesten Schreibgeräte aus USA. für moderne Ansprüche, Sport und Aviatik.

Ihre besonderen Merkmale: Elegante, neue Stromlinienform. Unzerbrechliches Material. Edle Farb-Kompositionen. Füllfeder mit Druckausgleich, tintensicher in jeder Höhe und Lage. Komfortable 14-Kt.-Goldfedern für jede Handschrift. Bewährte Hebelfüllung mit durchsichtigem Tintenfenster. Doppelt gefederter, sportlicher Klip. Dazu der passende Repetierstift mit automatischer Minenfolge. Damen- und Herren-Garnituren von einfacher bis zur Luxusausführung. Erhältlich in guten Papeterien.

Ein Spitzenprodukt der Weltmarke

EVERSHARP

Bücher geben zu denken

MASKIERTE LITERATUR

Den Ausdruck «Maskierte Literatur» entnehme ich — und ich gestehe es, um mich ja nicht mit fremden Federn zu maskieren — der Allgemeinen Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte von Robert F. Arnold. Man findet in diesem grundgelehrten und doch sehr persönlich geprägten Sammelwerke denn auch eine Reihe von Büchern verzeichnet, die der Welt die Namen von Autoren verraten, die es vorgezogen haben, unerkannt und unbekannt zu bleiben. Aller möglichen Ränke haben sie sich dabei bedient: es sind Bücher namenlos hinausgegangen, andere zieren sich mit einem erfundenen Autornamen oder gar mit dem Namen eines anderen Autors (was für diesen besonders ergötzlich sein muß), und wieder andere vermerken statt des Autornamens bloße Initialen, willkürliche Buchstabenreihen oder geben einen allgemeinen verschleiernden Hinweis, wie etwa das Buch Rembrandt als Erzieher — «von einem Deutschen»; heute, nach einem halben Jahrhundert, darf man sich schon so ausdrücken, daß dieser unbekannte Deutsche bekanntlich Julius Langbehn war.

Uns aber interessieren nicht so sehr die langen Listen der namenlosen oder ungenügend oder falsch benamsten Bücher, wie die Beweggründe, die einen Autor dazu führten, der Welt seinen Namen vorzuenthalten. Einen Hinweis gibt Robert F. Arnold: «Solche Schriften enthalten zumeist politisch, religiös oder sittlich Anstößiges oder auch persönliche Polemik oder Mystifikationen, oder es sind Werke von Anfängern oder (oft sozial hochstehenden) Dilettanten.» Dazu kommt und kam gewiß die Macht der Mode, da man in früheren Zeiten vielfach allgemein vor dem Gedanken zurückwich, sich persönlich bloßzustellen, und eine gewisse Bloßstellung der eigenen Person ist mit jeder Veröffentlichung verbunden. Heute, da eine Epoche der Entwicklung des Individualismus hinter uns liegt, sind wir darin weniger empfindsam geworden, und es soll Autoren geben, denen ihr Buch nicht halb so viel Genugtuung gewährte, wenn es nicht ihren Namen trüge.

Rührend sind oft die Fälle, wo ein junger Autor sein aus übervollem Herzen genährtes Frühwerk nicht mit seinem Namen begleitet, als erfülle ihn eine tiefe Scheu, sich zu verraten und sich der unbekannten Menge preiszugeben, und es ist gewiß zu verstehen, wenn «Die Leiden des jungen Werthers» im Herbst 1774 sich über den Autor des Buches ausschwiegen, und wenn Jacob Burckhardt, dessen lyrische Leistungen durch Leistungen anderer Art überboten werden sollten, besorgt war, «seine Gedichte anonym oder nur mit den Initialen seines Namens in der Oeffentlichkeit erscheinen zu lassen». Einen besonderen Fall aber stellt «Demian, die Geschichte einer Jugend von Emil Sinclair» dar: einen Fall, der nicht liebevoll genug bedacht werden kann. Hier hat ein lange bekannter und anerkannter Dichter, vor dem Rätselwunder eines neuen Werkes stehend, geglaubt, es nicht mehr mit seinem alten Namen signieren zu können.

Eine alte Zeit war mit dem Weltkrieg versunken, eine neue war heraufgekommen, eine Wandlung war erfolgt, von der sich auch der Dichter ergriffen fühlte. Er war ein anderer geworden, und sein Buch gab Zeugnis davon — wie konnte er durch die Hinzufügung seines Namens der Erwartung Vorschub leisten, daß es gleicher Art sein möchte wie die vorausgegangenen? Aber er hatte nicht mit der Fixigkeit der Kritik gerechnet, die sein Werk auf Herz und Nieren prüfte und bald genug entdeckte, wer sein Vater sein mußte. Es ist vielleicht ein Trost, zu wissen, daß ein wahrer Dichter sich zwar wandeln kann, daß es ihm aber nie gelingen wird, sich zu verleugnen, und daß sich urpersönlichste Eigenheiten, z. B. der sprachlichen Formung, dem Werke einprägen, die unverkennbar zum Unvergleichlichen und Unverwechselbaren eines Schaffenden gehören.

Auf der Seite der Literaturkunde gehören die Versuche, den unbekannten Autor einer Veröffentlichung nachzuweisen, zu den spannendsten und vergnüglichsten Unternehmungen. Es ist eine Art literarischen Detektivdienstes, und die Diskussion solcher Fälle pflegt auch besonders lebhaft zu sein. Die Genugtuung aber, Licht ins Dunkel gebracht zu haben, mag schon in manchem stillem Bücherzimmer eine zusätzliche Zigarre als bescheidenes Freudenfeuerchen in Brand gesetzt haben. Sie war auch mir einmal beschieden. Ich arbeitete über wenig bekannte Werke eines unheimlich schreibfertigen Autors und hatte, um ins Bild zu kommen, zu lesen, was mir aus seinen Jahrzehnten in die Hände kam. So spielte mir der Zufall (lassen wir es einmal beim Zufall!) ein anonymes Büchlein in die Hand, das aus der Feder meines Autors stammen mußte. Soviel hatte ich bald heraus: es war die Ahnung des Detektiven, wer der Schuldige sein möchte. Es blieb nur noch die Aufgabe der Ueberführung, und sie schien ein Leichtes zu sein, da ich meiner Sache immer sicherer war. Allein, es erforderte noch mancherlei, bis die Ueberführung gelang, und seither weiß ich es bei Detektivgeschichten besonders zu würdigen, wenn sie den Täter erfindungsreich und überzeugend überführen.

Man kann sich auch ein nettes Spiel daraus machen, Autoren zu erraten, und wer es ein bißchen betreibt, wird bald auf allerlei Erkenntnisse stoßen, die seiner Literaturkunde förderlich sind. Otto von Greyerz, der überhaupt viel frischen Einfällen gefolgt ist, hat unter dem Titel «Stilkritische Uebungen» zwei Heftchen herausgegeben, die (in ungebundener und in gebundener Rede) «namenlose Textproben zur Uebung des sprachlichen Stilgefühls» enthalten. Ihm kam es darauf an, den Sinn des Schülers für Eigenheiten des sprachlichen Stiles zu wecken und ihn in der Kunst zu üben, einen vorgelegten Text nach seiner sprachlichen Prägung zu charakterisieren. Er ließ darum jeden Hinweis auf die Autoren seiner Textproben weg: die Schüler sollten nicht durch einen großen Namen geblendet und voreingenommen werden. Der Nachweis der Autorennamen erfolgt hinten in einem so unübersichtlich angelegten Verzeichnis, daß die Gefahr, ein normaler Schüler könnte darin nachzusuchen versucht sein, nicht besteht.

Aber auch für unsere etwas anders gerichteten Zwecke leisten die Heftchen ausgezeichnete Dienste: sie bieten maskierte Literatur in buntester Auswahl. Es hat (immer sprachlich betrachtet) schlimme Muster darunter, die zeigen, wie seelenlos die Sprache werden kann, besonders wenn sie mit der Gebärde der Anspruchsvollen gesprochen wird. Es hat, und diese Stücke sind in der Ueberzahl, Proben darunter, die uns nicht mehr zur Ruhe kommen lassen und deretwillen wir, wenn wir den Autor nicht auf den ersten Blick erkennen, gerne die Mühe auf uns nehmen, seinen Namen mühevoll aus dem Verzeichnis am Schlusse auszugraben. Herrlicher Augenblick, wenn dann auf einmal der Dichter, den wir ahnten, den Mantel abwirft, und wir ihn plötzlich erkennen, weiter, zur glücklichen Bestätigung unseres Eindrucks, in sein Werk gezogen werden und nicht mehr von ihm loskommen können.

Oder ist es noch herrlicher, nur zu wissen, daß in dem Worte ein Großer verborgen lebt, und zu ahnen, welcher es sein möchte? Wie im Gedichte Spittelers, wo am Bairamsfest zu Bagdad die Menge auf den Kalifen wartet, ein Eunuch sich aufbläst und die dem Kalifen zugedachten Ehren einheimst, während dieser selber unerkannt durch das Getümmel geht?

Doch wo er ging, erhob sich um ihn her
Ein fragendes Geflüster: «Wer ist der?»

Bf.

Das alte Familienwappen

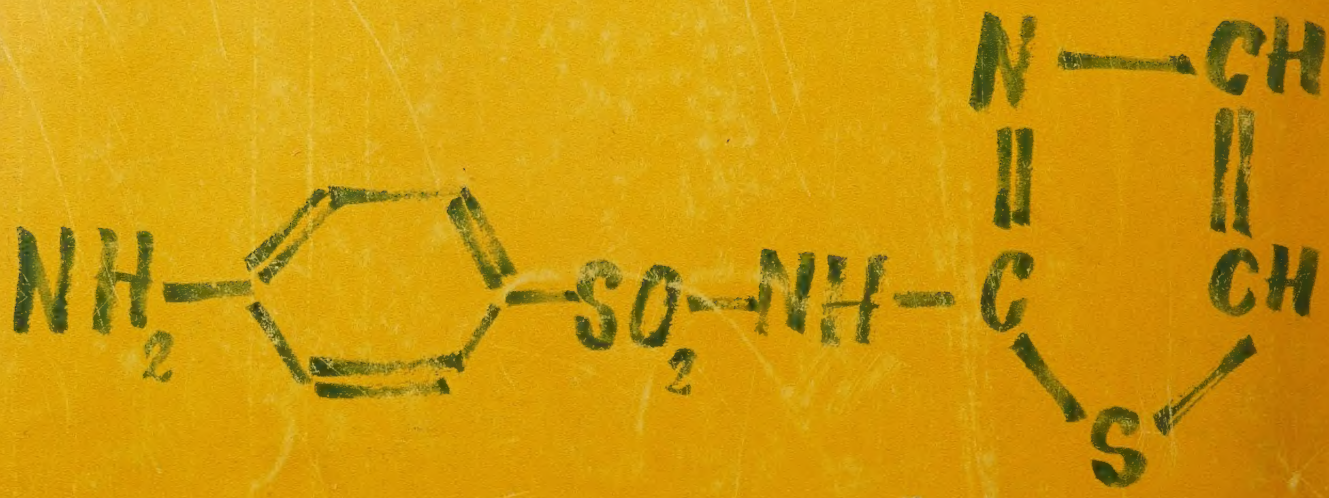
des Hauses E. Merck, Darmstadt,

das zur Schutzmarke wurde, weist auf eine zusammenhängende Schaffenstradition von fast drei Jahrhunderten hin. Der Name E. Merck gilt in der ganzen Welt als vorbildlich für Leistung und Qualität.

E Merck

CHEMISCHE FABRIK · DARMSTADT

Von unserer Arbeit



Das ist die Strukturformel eines sehr bekannten Heilmittels der Ciba. Für viele sind diese Buchstaben, Ziffern und Linien unverständlich. Dem Chemiker jedoch decken sie bis in die kleinsten Details die Zusammensetzung dieses Heilmittels auf, denn er denkt in solchen Formeln. Sie zeigen ihm nicht nur den Aufbau bereits bekannter Stoffe, sondern auch die Möglichkeiten, neue Verbindungen zu finden und neue Arzneistoffe zu schaffen.

Den Grundstein zu dieser geheimnisvollen Formelsprache legte der große schwedische Chemiker Johann Jakob Berzelius, als er im Jahre 1814 vorschlug, die chemischen Elemente mit Buchstaben zu bezeichnen, z. B. Schwefel mit S und Kohlenstoff mit C. Die den Buchstaben angehängten Zahlen geben an, wieviele Atome des betreffenden Elementes in einem Molekül vereinigt sind. So bedeutet z. B. H_2SO_4, daß das Molekül der Schwefelsäure aus zwei Wasserstoffatomen, einem Schwefel- und vier Sauerstoffatomen zusammengesetzt ist.

Im Jahre 1859 ersann der deutsche Chemiker August Kekulé eine Methode, nicht nur die mengenmäßige Beschaffenheit der Moleküle darzustellen, sondern auch die Beziehungen der Atome untereinander. Erst damit wurde es möglich, den Bau organischer Moleküle eindeutig zu fixieren und neue chemische Stoffe auf dem Papier zu entwerfen und ihre Zusammensetzung zu begründen. Diese Methode der Darstellung chemischer Körper und chemischer Geschehnisse bildet die Grundlage der modernen Heilmittelwissenschaft. Systematisch werden zahlreiche Stoffe, die ihrer Formel nach einander ähnlich sind, vom Chemiker hergestellt und vom Pharmakologen geprüft, bis schließlich der wirksamste und unschädlichste Arzneistoff gefunden ist.

Forschungen und Arbeiten dieser Art führten in den Laboratorien der Ciba in Basel zur Entdeckung mancher Heilmittel, die unzähligen Menschen in der ganzen Welt ihre Gesundheit wiedergeschenkt haben.

Gesellschaft für Chemische Industrie in Basel
CIBA